

Katholische Hochschule NRW

Abteilung Köln

Masterstudiengang M.Sc. Suchthilfe/ Suchttherapie

Jahrgang 15, Wintersemester 2017

Masterthesis

zur Erlangung des akademischen Grades

Master of Sciences

**„Medien zwischen
extensiver Nutzung und Sucht:
Ein kultur- und suchtwissenschaftlicher
Grenzgang“**

Betreuer: Wolfgang Scheiblich

Prof. Dr. Michael Klein

Vorgelegt von:

Angelika Schels-Bernards

Matrikelnummer 512510

Kreuzau, 10.10.2017

Inhalt

1. Einleitung.....	1
2. Diskurse um Mediennutzung	6
2.1 Die Entwicklung des Internets zum Massenmedium	7
2.2 Vom Rezipienten zum User im soziokulturellen Wandel.....	9
2.3 Zur aktuellen Mediendebatte	12
3. Ein ferner Spiegel: Leserevolution und kognitiver Wandel im 18. Jahrhundert	14
3.1 Wandel des Leseverhaltens vor dem Hintergrund der Aufklärung.....	15
3.2 Die Angst vor den alten <i>neuen</i> Medien.....	17
3.3 Alles bleibt anders: Prozess Kultur	18
4. Medien-/Internetsucht	20
4.1 Gesellschaft, Mediennutzung und Sucht	22
4.2 Stoffungebundene Suchtstörungen	23
5. Neue elektronische Medien und Suchtverhalten.....	26
5.1 Allgemeine Internetsucht versus differenziertes medienbasiertes Suchtverhalten.....	28
5.2 Das Konzept der Verhaltenssucht versus entwicklungspsychopathologisches Störungsmodell	30
5.3 Zum aktuellen Forschungsstand.....	32
6. Lesesucht	34
6.1 Lesesucht im 18. Jahrhundert	35
6.2 Der literaturwissenschaftliche Diskurs und seine Befunde	36
6.3 Lesesucht 2.0: Prävalenz von Lesesucht	41
6.3.1 Erhebungsinstrument.....	41
6.3.2 Durchführung der Studie.....	44
6.3.3 Ergebnisse.....	44
6.3.4 Schlussfolgerungen	48

7. Der Fall Anton Reiser: Patient, Protagonist und Prototyp	49
7.1 <i>Anton Reiser</i> im Kontext der literarischen Anthropologie.....	49
7.2 Präsentation der Lesesucht in Text und Paratext	51
7.3 Anton Reiser zwischen Lesesozialisation und Eskapismus.....	54
7.4 Lesesucht im Kontext moderner Mediensuchtkonzepte	56
7.5 Lesesucht und Komorbidität	58
8. Resümé: Sucht hat immer zwei Geschichten	60
8.1 Literatur- und kulturwissenschaftliche Aspekte.....	61
8.2 Kultur- und suchtwissenschaftliche Aspekte.....	62
8.3 Medien- /Internetsucht als gesellschaftliche Diagnose	64
9. Ausblick: Fiktionsbedürftigkeit als neuralgischer Punkt der Mediennutzung	66
Literaturverzeichnis	71
Anhang A – Items des CIUS.....	77
Anhang B – Fragebogen CRS.....	78
Anhang C - Diagnostische Kriterien für Pathologische Internetnutzung/ Internetabhängigkeit nach Young (Young 1996), modifiziert von Beard (2001) .	81

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1 Modell funktionaler Internetnutzung (Evers-Wölk & Opielka, 2016; nach Brand et al.2014)	28
Abbildung 2 Modell zur generalisierten Internetsucht (Evers-Wölk & Opielka 2016; nach Brand et al.2014)	29
Abbildung 3 Modell zur spezifischen Internetnutzung (Evers-Wölk & Opielka 2016; nach Brand et al. 2014)	29

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Kategorien des CIUS nach Meerkerk et al.....	42
Tabelle 2: Übersicht Arithmetisches Mittel (M) der Items CRS.....	45
Tabelle 3: Fallfindung und Prävalenzschätzung der Lesesucht nach CRS	45
Tabelle 4: Kategorie 1 Kontrollverlust/ loss of control (Anzahl der Antworten je Wert)	46
Tabelle 5: Kategorie 2- Gedankliche und physische Beschäftigung/ preoccupation (Anzahl der Antworten je Wert).....	47
Tabelle 6: Kategorie 5- Bewältigung unangenehmer Gefühlszustände/ Coping or mood-modification (Anzahl der Antworten je Wert)	47

1. Einleitung

»SOLOMON saith, *There is no new thing upon the earth*. So that as Plato had an imagination, that *all knowledge was but remembrance*; so Solomon giveth his sentence, that *all novelty is but oblivion*.«

(Francis Bacon, Essays)

1. Einleitung

Die noch junge Forschungsgeschichte zu medienbasiertem Suchtverhalten ist eine Geschichte von Ambiguität und Suchbewegungen. Verschiedene divergierende, teils konkurrierende Begriffe, Konzepte und Methoden zentrieren sich dabei um einen unkonturierten Gegenstand, i.e. die suchtartige oder extensive Mediennutzung. Angesichts der den gegenwärtigen gesellschaftlichen und suchtwissenschaftlichen Diskursen eingeschriebenen Ambiguität inspiriert das Zitat Bacons dazu, etwas Abstand vom Gegenstand zu nehmen und angesichts des sich in dieser Perspektive konturierenden Gesamtbildes zu fragen, welche *Erinnerungen* unserem *Wissen zugrunde liegen* und wie das *vergessene Neue* beschaffen ist: Was ist aus den überkommenen medienbasierten Suchtverhalten, wie Fernseh-, Video-, Computersucht, was aus der Lesesucht geworden? Waren die Diagnosestellungen in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext nur kulturelle Reflexe auf mediale Veränderungsprozesse? Sind die medienbezogenen Suchtverhalten in der Nutzung der aktuellen digitalen Medien aufgegangen? Haben sie sich aufgelöst? Handelt es sich um einen gesellschaftsgeschichtlichen Osmoseprozess, in welchem die jeweils aktuellen Suchtkonzepte als semipermeable Membranen figurieren, die sich dabei für die Medienkritik durchlässig - jedoch undurchlässig für deren Gegenstände erweist?

Die vorliegende Arbeit folgt diesen Fragestellungen, indem sie die klinisch-therapeutisch ausgerichtete Suchtforschung um eine kulturwissenschaftliche Perspektive erweitert. Die transdisziplinäre Perspektivierung ermöglicht eine Historisierung extensiver Mediennutzung; sie bringt einen *fernen Spiegel* in

Stellung, der die *Süchtigkeit*, die den jeweils historisch neuen Medien eingeschrieben ist, sichtbar werden lässt.

Obwohl die sogenannten *Verhaltenssüchte*, unter welche das Störungsbild *Medien-/Internetsucht*¹ subsumiert wird im aktuellen fachlichen Diskurs als ‚neue‘ Sucht verhandelt werden, zeigt sich im historischen Rückblick eine bemerkenswerte Analogie zwischen der aktuellen Problemstellung und der Lesesucht im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts; beide Nutzungsverhalten gerieten aufgrund der Extensivität zum Gegenstand gesellschaftspolitischer Debatten. Dabei erweist sich gerade zeitgenössisches Schriftwesen und Literatur als aufschlussreiche Quelle zum gesellschaftlichen Umgang mit dem Phänomen extensive Mediennutzung.

In dem zwischen 1785 bis 1790 erschienenen Roman *Anton Reiser* beschreibt der *Erfahrungsseelenkundler*² Karl Philipp Moritz die entbehrungsreichen Jahre seiner eigenen Kindheit und Jugendzeit vor dem Hintergrund des durch die Aufklärungsidee erweckten Phänomens der *Lesesucht*. Dabei steht der Aspekt der exzessiven Lektüre, die dem Protagonisten Anton Reiser als Refugium von der Widerständigkeit der realen Erlebniswelt dient - und die erfahrungsseelenkundliche Analyse dieses Gebarens - im Zentrum des Romans.

Im *Anton Reiser* finden sich „zeittypische Figuren der Leserevolution“ repräsentiert (Müller, 1987). Unter dem Begriff Leserevolution wird eine explosionsartige Ausweitung der Rezeption von Belletristik sowie von Sach- und Fachliteratur gefasst, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine breite Rezeption religiöser Erbauungsliteratur ablöste (Schön, 1999, S.1-85). Dieser Übergang von der *intensiven* und wiederholenden Lektüre weniger Texte hin zur *extensiven* Lektüre, die mitunter exzessiv betrieben wurde, bedeutete auf rezeptionstheoretischer Ebene eine Abkehr vom Paradigma des *prodesse et delectare* und eine Hinwendung zu ästhetischen und unterhaltsamen Aspekten des Lesens.

¹ Da der Begriff *Medien-/Internetsucht* in der vorliegenden Arbeit als problematisch zur Disposition steht, soll er hier, wie im Folgenden durch die Anwendung subversiver Verfahren als solcher gekennzeichnet werden. Die Verfasserin präferiert zur Benennung des Suchtkonzeptes den von Petersen, Hanke, Bieber, Mühleck und Batra (2017) vorgeschlagenen Begriff Internetbasiertes Suchtverhalten oder in Anlehnung daran- medienbasiertes Suchtverhalten.

² Unter dem Begriff *Erfahrungsseelenkunde* wird die der modernen Psychologie vorausliegende empirisch- psychologische Wissenschaftsrichtung der Aufklärung gefasst. (Vgl. Kapitel 6).

1. Einleitung

Die *Leserevolution* stand mit der Aufklärungsbewegung in einem sich wechselseitig bedingenden Verhältnis, da die Ausbreitung des Schriftgebrauchs den Aufklärern³ als Medium zur Verbreitung ihrer Ideen diente. Gleichzeitig bedeutete erst die aufklärerische Bildungskampagne die Möglichkeitsbedingung dieses mediengestützten kognitiven Wandels (Ter Nedden, 2004, S.8).

Aus dieser Wechselwirkung resultierte insofern eine diesen Wandlungsprozess überschattende diskursive Ambivalenz, als sich die Aufklärer tief beunruhigt darüber zeigten, dass die quantitative Ausdehnung der Verbreitung von Wissen, das bis dahin überwiegend Gelehrten und einer relativ überschaubaren kulturellen Elite vorbehalten war, nun unkontrolliert in untere soziale Schichten diffundieren konnte (Koschorke, 1999, S.401f.). Der Sorge, dass mit diesem Wissen individuelle Vorstellungen entwickelt werden könnten, die die bestehende soziale und politische Ordnung gefährdeten, begegnete man mit Pädagogisierungskampagnen, die obsessiv um die dysfunktionalen seelischen und körperlichen Folgen exzessiver Lektüre kreisten. Solche zielten im Wesentlichen auf die Gefahr seelischer Zerrüttung durch kognitive Überforderung des nicht gelehrten Lesers und den sittlichen Verfall durch eine Übermacht des Imaginären (Koschorke, 1999, S.401f.) - aber auch auf die psychosozial und physisch schädigenden Auswirkungen des unmäßigen Lesens.

Wie bereits die Lesesucht, so steht auch die aktuelle Problemstellung zum medienbasierten Suchtverhalten im Kontext eines epochalen medialen Umbruchprozesses, der seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert mit der zunehmenden weltweiten medialen Vernetzung einhergeht und der aktuell eine eklatante Herausforderung an Gesellschaft wie Suchthilfe darstellt. Die aktuelle Diskussion um die exzessive Nutzung digitaler Medien ereignet sich tatsächlich in einem Spannungsfeld, das sich - ganz ähnlich der Argumentation der Lesesuchtkritiker im 18. Jahrhundert - zwischen den beiden Positionen entspinnt, „[...] ob die exzessive Nutzung [...]“ eines neuen innovativen Mediums „ein zeitstabiles Störungsbild ist oder eine Übergangsphase zu einer

³ Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichwohl für beiderlei Geschlecht.

Spezialisierung auf ein mehr spezifisches Nutzungsverhalten“ (Petersen & Thomasius, 2010, S.4) darstellt. Mit der zunehmenden Nutzung des *Internets* zu Beginn des 21. Jahrhundert gewinnt diese Analogie insofern an Relevanz, als die exzessive Lektüre, die im Roman *Anton Reiser* und im Kontext der Lesesuchtdebatte als bedenklich und gefährlich zur Disposition stand, schließlich entgegen aller Regulierungsversuche der Aufklärer mit dem Lauf der Zeit als Belesenheit zum Bildungsparadigma avancierte. Aus dieser Entwicklung resultierte eine Diminuirung des Lesesuchttopos, der vor allem durch den literaturwissenschaftlichen Konsens zur Lesesucht als „ideologische Fälschung“ (Schenda. 1977, S.88) gestützt wird.

Die vorliegende Arbeit folgt diesem Sachverhalt, indem sie die beiden Phänomene Lesesucht und *Medien-/Internetsucht* auf ihre jeweiligen gesellschaftliche Rahmenbedingungen bezieht und durch eine kulturwissenschaftliche Perspektivierung die autobiografisch geprägte Figur - wie den Roman - *Anton Reiser* in den Kontext medienbasierter Suchtkonzepte stellt. Auf einer zweiten Ebene vermag der Vergleich im Dialog mit Modellen und Konzepten der empirischen Suchtforschung trotz der noch offenen Forschungslage zur *Medien-/Internetsucht* den literaturwissenschaftlichen Konsens zu hinterfragen, dass es sich bei der Lesesucht vorrangig um eine *ideologische Fälschung* im Dienste der Aufklärung handelte. Entlang der Inhaltlichen Bezugspunkte Medienwandel, Medienkritik und der Ätiologie und Pathogenese beider Störungsbilder dient der Roman als empirische Fallstudie, um die Faktizität der Lesesucht im Sinne einer medienbasierten Suchtstörung darzustellen. Gestützt wird dieser Befund schließlich durch die empirische Untersuchung zur Lesesucht, die im August 2017 durchgeführt wurde.

Um dies darzulegen wird in Kapitel 2.1 zunächst die Entwicklung des Internets zum Massenmedium nachgezeichnet. Die Beschreibung soll vor allem deswegen vorangestellt werden, um abseits des Spannungsfeldes zwischen *digitaler Erlösungslehre* (Die Zeit, 2008) und *Sündenbockrolle* (Bonfadelli & Friemel, 2015, S. 16) die Entstehung, Verbreitung und die mit diesen Entwicklungen einhergehenden gesellschaftlichen Wandlungsprozesse (Kap.2.2) darzustellen. Ein Überblick über aktuelle Mediendebatten beschließt

das Kapitel und leitet zur analogen Entwicklung im Rahmen der Leserevolution und Lesesuchtdebatte im ausgehenden 18. Jahrhundert über.

Unter der Kapitelüberschrift 3 - *Ein ferner Spiegel* wird zunächst der Hintergrund skizziert, vor welchem sich die Leserevolution ereignete und welche soziokulturellen Konsequenzen sie nach sich zog. Das abschließende Unterkapitel 3.3 nimmt resümierend auf die Kapitel 2 und 3 Bezug indem der Prozesscharakter von Kultur herausgestellt wird und betont gegenüber den kulturpessimistischen Medienkritiken beider Zeitalter den Prozess als optimistisches Modell kultureller Entwicklung.

Bevor Kapitel 5 sich sodann suchtwissenschaftlichen Positionen und dem Forschungsstand zu neuen elektronischen Medien und Suchtverhalten widmet, soll in Kapitel 4 darauf vorbereitend der Aspekt der gesellschaftlichen und kulturellen Varianz der Suchtkonzepte ausgeleuchtet werden.

Das Kapitel 6 befasst sich anschließend auf verschiedenen Ebenen mit dem Topos Lesesucht.⁴ Zunächst soll in Kapitel 6.1 die Lesesuchtkritik des ausgehenden 18. Jahrhunderts nachgezeichnet - und der diesbezügliche literaturwissenschaftliche Diskurs zusammenfassend dargestellt werden. Um Redundanzen zu vermeiden, beschränken sich die literarischen Stichproben der Lesesuchtkritik auf die Ausführungen des Volksaufklärers und Pfarrers Johann Rudolph Gottlieb Beyer, dessen Traktat „Ueber das Bücherlesen, in so fern es zum Luxus unsrer Zeiten gehört“ zwar dem Roman *Anton Reiser* zeitlich nachgelagert ist, jedoch die wesentlichen Aspekte der zeitgenössischen Kritik abdeckt. Hiervon ausgehend werden die Befunde durch eine kompakte Darstellung der von der Verfasserin durchgeführten Mini-Studie zur Prävalenz von Lesesucht konterkariert, bevor in Kapitel 7 der *Fall Anton Reiser* in seiner Dreifaltigkeit als Patient des „moralischen Arztes“ (Müller, 1987) Karl Philipp Moritz, als Protagonist seines psychologischen Romans und als Prototyp eines *Mediensüchtigen* vorgestellt wird.

⁴ Die vorliegende Masterthesis knüpft an eine vorausliegende literaturwissenschaftliche Arbeit der Verfasserin zum Roman *Anton Reiser* an und verwendet hieraus einzelne, für den vorliegenden Kontext redigierte Textauszüge, die von der Verfasserin in diesem Zusammenhang selbständig und ohne fremde Hilfe angefertigt wurden.

2. Diskurse um Mediennutzung

Die Ausführungen zum Kontext der literarischen Anthropologie deuten dabei voraus, dass die anthropologische Perspektive dasjenige Moment ist, das in trans- und interdisziplinären Forschungsmethoden verschiedene Disziplinen wie Psychologie, Medizin, sowie Literatur- und Kulturwissenschaften verbindet.

In Kapitel 8 werden sodann unter dem Titel „Sucht hat immer zwei Geschichten“ die Ergebnisse der einzelnen Unterkapitel aufeinander bezogen und diskutiert, was die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegende kultur- und suchtwissenschaftliche Perspektivierung im aktuellen Diskurs zu leisten vermag. Ein Ausblick, der die menschliche Fiktionsbedürftigkeit, die sich in der Mediennutzung beider Zeitalter realisiert, als *neuralgischen Punkt* identifiziert, beschließt die Arbeit.

2. Diskurse um Mediennutzung

Zu Beginn des 21. Jahrhundert sieht sich die Gesellschaft durch die Entwicklung und rasante Verbreitung der sogenannten *neuen (digitalen) Medien* mit den Auswirkungen eines epochalen Medienwandels konfrontiert. Mit der Entstehung des Internets durch die weltweite Vernetzung von Telekommunikationskanälen in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts hat das Kommunikations- und Informationsangebot schier unüberschaubare Ausmaße angenommen und nahezu alle Lebensbereiche des modernen Menschen durchdrungen.

Der Einzug neuer Medien scheint immer auch den im kommunikativen Gedächtnis einer jeden Gesellschaft sedimentierten Konsens aufzulösen, wie Informationen in ethischer, pädagogischer und didaktischer Hinsicht zu tradieren sind, ohne die bestehende soziale und gesellschaftliche Ordnung zu gefährden. Dass es sich bei diesem Phänomen allerdings um alten Wein in neuen Schläuchen handelt, zeigt der Blick in den *fernen Spiegel* des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Im Zuge der sogenannten Leserevolution kommt es in Deutschland (und Europa) zu einer explosionsartigen Ausweitung des Leseverhaltens, was ähnliche gesellschaftliche Reaktionen hervorruft, wie die Nutzung der neuen Medien heute.

2.1 Die Entwicklung des Internets zum Massenmedium

Obwohl die technischen Voraussetzungen des Internets bereits Ende der 1960er Jahre geschaffen wurden, beschränkte sich die Nutzung des zunächst losen Zusammenschlusses von Computern bis Anfang der 1990er Jahre auf den Informationsaustausch per E-Mail von wenigen Fachexperten aus Wissenschaft und Militär. Die Erweiterung des Internets zu einem kommerzialisierten Massenkommunikationsmedium vollzog sich, als 1993 mit dem WorldWideWeb ein Dienst geschaffen wurde, der durch sogenannte *Browser* die Kommunikation mit fernen Rechnern auch Laien ermöglichte. Durch die Möglichkeiten der Browsersprache ‚html‘ und die Einbindung und Verlinkung von multimedialen Inhalten konnte die inhärent dezentrale Struktur des Internets für eine vernetzende Organisation von Informationen genutzt werden, die nicht mehr auf die Funktion einer hierarchisch-linearen Indexerstellung zurückgebunden blieb. Die kommerzielle Erschließung des Internets erfolgte teils in Einklang mit der Ursprungsidee des freien Informationsaustausches, teils im Widerspruch, durch Versuche technische Neuerungen zu monopolisieren.

Im Laufe der 2000er Jahre war durch die Erweiterung der Infrastruktur (Breitbandanschlüsse), die Etablierung von massenkompatiblen Diensten (social networks, Versanddienstleister), sowie durch die Einbettung von traditionellen Medien (TV, Radio) eine Verankerung der Internutzung im Alltag der meisten Europäer erreicht (Kind 2002, S.154-157). Die Relevanz des Mediums Internet für den privaten Lebensbereich bestätigte 2013 ein Urteil des Bundesgerichtshofes, das die Internetnutzung im privaten Bereich als Grundlage einer „eigenwirtschaftliche[n] Lebenshaltung“ definierte, da das Internet sich zu einem die Lebensgestaltung „entscheidend mitprägenden Medium entwickelt [hat], dessen Ausfall sich signifikant im Alltag bemerkbar macht“ (BGH, 2013).

Die sich rasant entwickelnden und sich ständig überholenden Technologien münden auf dem vorläufigen Höhepunkt ihrer Attraktivität in eine generalisierte

Abhängigkeit, da eine Vielzahl von Arbeitsabläufen und Kommunikationsprozessen heute ohne das Internet nicht mehr möglich sind. Auch im privaten Bereich haben die zahlreichen multimedialen Internetdienste wie *E-Mail* (elektronische Post), *File Transfer Protocol* (elektronische Übermittlung von Text- und Programmdateien), *Internet Relay Chats* (textbasierte Kommunikation mit anderen Teilnehmern in Echtzeit), *WorldWideWeb* (Nutzung von multimedialen Angeboten über eine visuelle Oberfläche, dem Browser), *Massive Multiplayer Online Games* (Abenteuerspiele oder gesellige Interaktionsforen mit einer Vielzahl von gleichzeitig virtuell präsenten Teilnehmern), *Newsgroups* (Diskussionsforen, virtueller Gemeinschaften, Kontaktbörsen) zwar weitgehend traditionelle Kommunikationsmedien und Interaktionsräume ersetzt, wobei die überkommenen Medien wie Sprache und Schrift allerdings nicht abgelöst wurden, sondern Bestandteile dieser neuen virtuellen Medialität geworden sind. Laut der seit 1997 jährlich durchgeführten ARD/ZDF-Onlinestudie bestand in Deutschland 2016 eine Internetpenetration von 83,8 % (Koch & Frees, 2016). Die durchschnittliche Nutzungsdauer durch die rund 58 Millionen User betrug dabei insgesamt 2:08 Stunden täglich, wobei die Gruppe der 14-29-jährigen deutlich längere Nutzungszeiten aufweist. Hinsichtlich der Nutzungsart nehmen Kommunikationszwecke einen prominenten Stellenwert ein: Insgesamt nutzen 39% der Befragten das Internet zum Kommunizieren; dabei zeigen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen der Gruppe der 14-29-Jährigen (41%), der Gruppe der 30-39-Jährigen (42%) und der Gruppe der 50-69-Jährigen (38%). Ähnlich verhält es sich mit dem Spielen im Netz: die Gruppe der 14-29-Jährigen liegt mit 13% leicht über den Vergleichsgruppen der 30-69-Jährigen, die durchschnittlich 11% ihrer Nutzungszeit mit Spielen verbringt. Bemerkenswert erscheint das Ergebnis der Vergleichsgruppe 70 Jahre und älter: hier nimmt die Nutzungsdauer zum Spielen im Internet beachtliche 30% ein (Koch & Frees, 2016).

2.2 Vom Rezipienten zum User im soziokulturellen Wandel

Solche medialen Modernisierungsprozesse werden immer auch von einschneidenden soziokulturellen Konsequenzen begleitet. Waren *Multimedialität*, *Instantität* und *Omnipräsenz* bereits Merkmale vorausgegangener medientechnischer Innovationen, kommt dem weltweit vernetzten und deterritorialisierten Rezipienten zunehmend die Rolle eines Users zu, der nicht mehr passiv konsumiert, sondern das Geschehen aktiv mitgestaltet (Petry, 2010, S. 26). Dabei nimmt er nicht nur Einfluss auf das Geschehen, sondern wird selbst beeinflusst: wie das *Hyperpersonal Model* der frühen medienpsychologischen Forschung zu computervermittelter Kommunikation (CvK) beschreibt, wirkt die selektive Selbstpräsentation im Netz durch die positive Verstärkung anderer Nutzer auf die eigene Identität zurück (Trepte & Reinecke 2013, S. 181). Ein weiteres Konzept, das SIDE-Model („Social Identity Model of De-Individuation Effects“, Trepte & Reinecke, S.169) geht davon aus, dass Verhaltenstendenzen, die aus einer salienten personalen und sozialen Identität resultieren durch Anonymität durchaus verstärkt werden können (Trepte & Reinecke, 2013, S. 181).

Der *virtuellen* Welt wird jedoch im vorherrschenden Diskurs um extensive Mediennutzung fälschlicher Weise der Status der Immaterialität zugeordnet, obwohl diese immer auch an physisch vorhandene Hardware, wie Server, PCs, Kabel, Satelliten, elektromagnetische Wellen und letztlich an die Physis des Nutzers gebunden ist. Diese immaterielle Perspektive nivelliert die Tatsache, dass Erfahrungen, die in der computergestützten Interaktion mit anderen in der *virtuellen*⁵ Erlebniswelt gemacht werden, dennoch wirkliche, d.h. physisch wirkende Interaktionsergebnisse hervorbringen.

Dies verweist darauf, dass Medien nicht nur ‚Rohre‘ sind, durch die Informationen geleitet und wieder ausgeworfen werden, sondern Vermittlungsprozesse, die gleichwohl die zu transportierenden Informationen und deren Rezeption mitprägen (Ong, 2010, S. 172f.). In einem Verständnis

⁵ Die Verwendung der Kursivschrift bei den Begriffen *virtuell/Virtualität* und *real/Realität* dient hier und im Folgenden als subversives Verfahren, um die redensartige Verwendung der Begriffe als Oppositionsbegriff zu *real/ Realität* zu problematisieren.

von Medien als „technische Artefakte[...], die »Wirklichkeit« auf bestimmte Weise erfassbar machen“ (Kloock, 1997, S.11), wirken die Veränderungen nicht nur zwangsläufig in vielerlei Hinsicht auf die Individualisierungs- und Vergesellschaftungsprozesse ein, indem sie „deren Maßstäbe, Tempo und Schemata verändern“ (Petry, 2010, S. 36), sondern stellen darüber hinaus den Wirklichkeitsbegriff selbst in Frage.

Dies führt mitunter zu einer tiefen Verunsicherung, die sich in der inzwischen gebräuchlichen Unterscheidung zwischen *realer* Erlebniswelt und *virtueller* Erlebniswelt äußert, wobei beide Sphären einen berechtigten Wirklichkeitsbezug für sich beanspruchen.

Der Begriff *virtuell* führt über das französische Adverb *virtuel* (möglich, scheinbar) zurück auf das lateinische Wort *virtus* (Tugend, Tapferkeit, Tüchtigkeit, Kraft, Männlichkeit) und beschreibt die nichtphysische Existenz einer Sache oder eines Sachverhaltes. Da dieser aber dennoch in seiner Funktionalität und Wirkung vorhanden ist, bildet der Begriff nicht das Gegenteil von *real* ab, sondern von *physisch* (Kluge, 2002, S.961; Scholze-Stubenrecht, 2006, S.1088). Letztlich handelt es sich beim *Virtuellen* um eine über ihre Eigenschaften konkretisierte Entität, die in ihre Funktionalität oder Wirkung aus einem gesellschaftlichen Konsens bezieht. Beispielsweise ist Geld in diesem Sinne *virtuell*: es liegt in verschiedenen physischen Formen vor, erhält seine Bedeutung aber durch einen gesellschaftlichen Konsens, der definierten Einheiten des Geldes einen bestimmten Kaufwert zumisst.

Das bedeutet, dass die digitalisierte Abbildung eines Sachverhaltes nicht als Beweis für - oder gegen - dessen physische Existenz gelten kann und das Wirkverhältnis zwischen Abbildung, Gegenstand und Erlebniswelt bei jeder Aktivität im Netz immer wieder neu in Stellung gebracht werden - und auf dessen jeweiligen Kommunikations- oder Informationskontext bezogen werden muss.⁶

Die *Virtualität* medialer Inhalte stellt dabei kein genuin neues, internetspezifisches Phänomen dar, sondern ist eng mit dem Problem der

⁶ Der Literaturwissenschaftler Marshall McLuhan betont die Notwendigkeit eines „Schwebenden Urteils“, das der Relativität der eigenen medial bedingten Perspektive Rechnung trägt (Kloock, 1997, S. 43).

Fiktion verknüpft. Die in den Mythen und Erzählungen der literalen und bereits präliteralen/oralen Medienwelt tradierten fiktiven Elemente stellen bereits in Bezug auf die traditionellen Medien Gegenstand medientheoretischer Forschung dar. Im Gegensatz zu diesen bietet die digitale Technik allerdings ein breiteres Spektrum unmittelbarer Sinneswahrnehmungen, das neben den Interaktions- und Gestaltungsmöglichkeiten eine intensivere Immersion befördert (Petry, 2010, S.19). Immersionsfördernd wirkt sich in diesem Zusammenhang auch die Möglichkeit aus, die in der *realen* Erlebniswelt verankerte und sich ereignende Identität abzustreifen, d.h. die identitätsstiftenden Faktoren des ‚Diesseits‘ nur teilweise oder nicht in die *virtuelle* Gemeinschaft zu transkribieren. Bei der computervermittelten Interaktion können entsprechend keine zuverlässigen Verbindungen zwischen den Einzelidentitäten des Nutzers nachvollzogen werden, da die Selbstdarstellung im Netz von der korrekten Darstellung der persönlichen Angaben bis zu vollständig anonymisierten Avataren reichen kann (Franke & Recknagel, 2004, S.14). Sofern Identität als Differenzbegriff, d.h. als Summe der individuellen Merkmale, die eine Person von anderen unterscheidet, begriffen wird (Abels, 2006, S. 14) ist Identität allerdings auch in der *realen* Erlebniswelt in erster Linie „behauptete und geglaubte Identität [...] (auf der Grundlage) andauernde(r) Arbeit an einem Bild, wer wir sein wollen“ (Abels, 2006, S.16).

Soziale Identität entsteht in beiden Erlebniswelten durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, die sich wiederum im sozialen Vergleich von anderen Gruppen abgrenzt, so dass die positive Selbstbewertung und die Zugehörigkeit zur Ingroup eine „positive Distinktheit“ gegenüber anderen entfaltet (Trepte & Reinecke, 2013, S. 63). Darüber hinaus sind Onlinewelten durch Persistenz gekennzeichnet, d.h. sie existieren, entwickeln und verändern sich und werden von anderen Usern auch dann genutzt, wenn eine Person gerade nicht online ist (Evers-Wölk & Opielka, 2016, S. 9).

Ob sich Selbstdarstellung, Selbstoffenbarung oder soziale Beziehungen im Netz dabei positiv oder negativ auf die nutzende Person auswirken, hängt dabei von vielen verschiedenen individuellen Voraussetzungen der jeweiligen Person ab. Gleichwohl ist der Computervermittelten Kommunikation seit den frühen

Modellen der CvK-Forschung ein Unterschiedsparadigma eingeschrieben, das auf der Annahme reduzierter Hinweisreize gegenüber der Face-to-Face-Kommunikation basiert. In den jüngeren Konzepten bleibt das Defizitmodell zwar noch erhalten, jedoch rücken zunehmend sozio-emotionale und psychologische Dimensionen der CvK in den Fokus (Trepte & Reinecke, 2013, S. 160). Eine medienpsychologische Forschung, die sich vom Unterschiedsparadigma emanzipiert, könnte dem Umstand gerecht werden, dass das Verhältnis zwischen Face-to-Face und CvK durch Komplementarität gekennzeichnet ist. Das bedeutet, dass beide Kommunikationsformen sich nicht länger als dichotomes Prinzip gegenüberstehen, sondern in ihrem Ineinanderwirken - abseits der ausgetretenen Pfade des Defizitparadigmas - als Gegenstand und Methode medienpsychologischer Forschung dienstbar gemacht werden können.

2.3 Zur aktuellen Mediendebatte

Aufgrund der schier unüberschaubaren Menge an Gestaltungs- und Interaktionsmöglichkeiten, die das Internet bietet, erscheint es naheliegend, dass das Hinterfragen der tradierten Episteme durch die Aufweichung der überkommenen Grenzverläufe zwischen Fiktion (*Virtualität*) und Wirklichkeit (*Realität*) Unsicherheit, Hilflosigkeit und - damit verbunden auch - Abwehrreaktionen evoziert. Entsprechend wird dieser mediale Umbruch von mitunter leidenschaftlich geführten gesellschaftspolitischen Debatten über Nutzen und Schaden des Internets begleitet. Dieser Diskurs entspinnt sich zwischen den beiden Positionen einer kulturpessimistischen Gefahrenwarnung vor negativen sozialen, psychischen und körperlichen Auswirkungen der Mediennutzung, die in der Diagnose einer „digitalen Demenz“ (Spitzer, 2012) gipfelt, einerseits - und der heterotopischen Perspektive der Internetapologeten, die mit der Verbreitung des Internets die ‚Eroberung eines neuen Lebensraumes‘ (Esvan, 2009, S. 9) feiern, in dem nahezu alle menschlichen Bedürfnisse befriedigt werden können - andererseits.

Letztere begegnen in diesem Diskurs der Kritik überwiegend mit fortschrittsoptimistischen Nivellierungspauschalismen, wobei die offenbar massenwirksamen Plädoyers für *digitale Selbstbestimmung* (Esvan, 2009) und freien Datenfluss, die zunehmend auch die politischen Agenden erreichen, jedoch in der Umsetzung eher unkonkret bleiben. Obwohl die Apologeten das Internet vorrangig als eine von der *Realität* geschiedene Welt verstehen, die von den Gesetzmäßigkeiten des *Reallife* unangetastet bleibt, führen Kurzschlusseffekte zwischen beiden Welten immer wieder zu Konfliktsituationen,⁷ da auch die sozialen Regeln, die qua ‚Netiquette‘ und Nutzungsbedingungen der jeweiligen Dienste festgeschrieben sind, mit den etablierten gesellschaftlichen Regeln oder der Rechtsprechung des ‚Diesseits‘ kollidieren.

Auch die Kritiker folgen überwiegend der Idee des Internets als *virtuelle* (Parallel-)Welt, tendieren aber dazu, diese nicht zuletzt aufgrund der unterstellten Immaterialität gegenüber der *Realität* als inferior zu betrachten. Entsprechend werden soziale Kontakte in Foren und Newsgroups als zweifelhaft oder gar schädlich bewertet (Spitzer, 2012, S. 114), da die Möglichkeiten der Anonymisierung die im *Reallife* etablierten sozialen Kontrollmechanismen aushebeln können und damit dissozialen oder kriminellen Handlungen Vorschub leisten. Der Psychiater und Neurowissenschaftler Manfred Spitzer, als einer der *medienwirksamsten* Vertreter der Medienkritik, konstatiert in Bezug auf die Dysfunktionalität von *virtuellen* Sozialkontakten zulasten von Face-to-face-Kontakten eine Verminderung sozialer Kompetenzen. Mehr argumentativ als neurophysiologisch fundiert versucht er als Folgeerscheinung eine Schrumpfung des präfrontalen Cortex, einen Gehirnbereich, der für komplexe mentale Operationen zuständig ist, nachzuweisen (Spitzer, 2012, Kap. 5). Auf ähnliche Weise bewertet er die Nutzung der weltumspannenden Informationsdienste und Suchmaschinen als Instrumente zur ‚Auslagerung geistiger Arbeit‘ und warnt vor dauerhaften intellektuellen Beeinträchtigungen, da das Denken - und mit diesem - die

⁷ Exemplarisch sei hier die Urheberrechtsdebatte genannt, als die Vorkämpferin des Filesharing Julia Schramm selbst per Unterlassungsklage den freien download ihres Buches unterbinden ließ.

3. Ein ferner Spiegel: Leserevolution und kognitiver Wandel im 18. Jahrhundert

Ausbildung und Aneignung von Wissen obsolet geworden sei (Spitzer, 2012, Kap. 4). Auch die amerikanische Kulturwissenschaftlerin Sherry Turkle, die in den 1980er und 1990er Jahren die Hervorbringungen der neuen Technologien begeistert kommunizierte, konstatiert inzwischen eine zunehmende Vereinsamung der Individuen und formuliert „a call to arms: Our rapturous submission to digital technology has led to an atrophy of human capacities like empathy and self-reflection“ (Franzen, 2015).

Der weitgehend ideologisch aufgeladene Diskurs verweist dabei vor allem darauf, dass hier eine zeitliche Asymmetrie zwischen den sich rasant entwickelnden und verbreitenden Technologien und der dieser Entwicklung hinterherhinkenden Ausbildung von Medienkompetenzen vorliegt. Zugunsten einer Universalkritik am Medium selbst wird das „komplexe(n) Bedingungsgefüge personaler, sozialer und gesellschaftlicher Einflussfaktoren auf die Mediennutzung“ (Petry, 2010, S. 22) ausgeblendet und blockiert die Generierung von solchen Lösungsstrategien, die auf eine umfassende Kompetenzaneignung zielen.

Wie bereits bei der Einführung der *alten* neuen Medien, wie Fernsehen, Radio oder die Lektüre für jedermann, drückt sich diese Gesellschaftskritik auch in den Warnungen vor einer Suchtgefahr aus (Spitzer, 2012, Kap. 12). Diese wird fälschlicherweise als direkte Folge einer kognitiven Überforderung durch Mediennutzung dargestellt, obwohl sie sich erst im Zusammenwirken mit anderen suchtpredisponierenden Faktoren zu einer möglichen *Medien-/Internetsucht* ausdifferenziert.

3. **Ein ferner Spiegel: Leserevolution und kognitiver Wandel im 18. Jahrhundert**

Wie im 20. und 21. Jahrhundert wurden gesellschaftliche Prozesse bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert von einem epochalen Medienwandel flankiert, der vergleichbare Kritik und Besorgnis evozierte.

3. Ein ferner Spiegel: Leserevolution und kognitiver Wandel im 18. Jahrhundert

Den Hintergrund dieses medialen Umbruchs bildete ein gesamteuropäischer Prozess kultureller, gesellschaftlicher und politischer Umwälzung, der bereits von den Zeitgenossen als epochale Zäsur wahrgenommen - und als *Aufklärung* benannt wurde. Die Geistesbewegung, folgte im Wesentlichen der Idee einer umfassenden selbständigen Entwicklung der Vernunft und eines naturrechtlichen Gleichheitsideals, das durch Tugend und Bildung erreichbar sei. Unabhängig von konservativen und linksidealistischen Strömungen der Bewegung lässt sich als charakteristisches Merkmal ein exponentielles Wissenswachstum ausmachen, als dessen Träger die technisch reproduzierbare Schrift, i.e. der Buchdruck verstanden werden kann.

Entsprechend sind Aufklärung und die Kulturtechnik des Lesens untrennbar miteinander verbunden: Die Zunahme, Ausdehnung und Säkularisierung von Lesestoffen und Leseverhalten bedeutete einen Funktionswandel der Lektüre, der im Zuge der von England und Frankreich ausgehenden europäischen Aufklärungsbewegung um 1770 auch Deutschland diese kulturelle Epochenschwelle erreichen ließ. Die überregionale Vernetzung der ständig wachsenden Buchmärkte verdichtete sich zu vollkommen neuen Kommunikations- und Wissenssystemen (Löhr, 2015, S. 495), die durch Institutionen wie die zahlreichen Leihbibliotheken und Lesegesellschaften repräsentiert wurden.

3.1 Wandel des Leseverhaltens vor dem Hintergrund der Aufklärung

Dass die Leserevolution im Rückblick oftmals als Wellengekräusel auf der Oberfläche eines kaum bewegten Ozeans der Geschichte erscheint, ist dem Umstand geschuldet, dass zuverlässige Aussagen über die Lesefähigkeit der gesamtdeutschen Bevölkerung im 18. Jahrhundert immer nur auf vagen Schätzungen beruhen können, da konkrete Forschungsprojekte meist nur gesellschaftliche und regionale Teilausschnitte abbilden (Schön, 1999, S.25). Darüber hinaus blockiert eine soziale, zeitliche und geografische „Zersplitterung und Anonymisierung der Leserschaft“ (Wittmann, 1999, S. 428) die Generierung und Anwendung zuverlässiger Parameter zur Feststellung der

3. Ein ferner Spiegel: Leserevolution und kognitiver Wandel im 18. Jahrhundert

Lesefähigkeit und deren direkten Zusammenhang mit den tatsächlich Lesenden: Nicht alle, die durch Schulbildung elementar lesefähig waren, lasen auch - und im Gegenzug konnten sich auch nicht alphabetisierte Menschen durch indirekte Literalisierung Zugang zu Literatur verschaffen. Als hilfreiches Approximativ erweisen sich in diesem Zusammenhang, wie Erich Schön ausführt, literatursoziologische Quellen, wie die Buchmarktforschung, die anhand von absoluten und relativen Zahlen erschienener Buchtitel bspw. im 18. Jahrhundert einen Rückgang der lateinischen Titel nachweisen konnte (1999, S.28). Die Zunahme belletristischer und Sachliteratur impliziert dabei eine deutliche Vermehrung nicht gelehrter Leser, die durch die „soziale Diffusion der Lesefähigkeit“ zunehmend am Buchmarkt partizipierten (Löhr 2015, S. 496). Diese stammten überwiegend aus dem sich neu formierenden Bürgertum, das nun über die sozialen und kulturellen Voraussetzungen für die Lektüre verfügte. Neben der geistigen Bildung und dem Geld für den Kauf oder die Ausleihe von Büchern implizierten ökonomische Wandlungsprozesse eine Privatisierung der Familie, die sich ideologisch zunehmend von der höfisch-repräsentativen Öffentlichkeit emanzipierte. Diese Wirkung entfaltete vor allem die Trennung von Arbeit und Familie; zuvor figurierte gerade in bürgerlichen Haushalten das *Haus* i.S.e. vorindustriellen Lebensform, gleichzeitig als Lebensraum und Arbeitsstätte. Innerhalb dieser neu entstandenen Privatsphäre wurden nicht nur zunehmend Männer, sondern auch Frauen und Kinder für die Lektüre freigesetzt, was sich wiederum auf das Rezeptionsverhalten selbst und in einer an geschlechterspezifischen Sujets ausgerichteten Buchproduktion niederschlug (Löhr, 2015, S.496). Im Gegensatz zu großen Teilen der ländlichen Bevölkerung, deren Lektüre sich überwiegend auf die überkommenen religiösen Andachtsdrucke, Wetter- und Aussaatregeln und weltliche und geistliche Volksbüchlein beschränkte (Wittmann, 1999, S. 428), nahm das Leseverhalten der übrigen städtischen Unter- und Mittelschichten ebenfalls zu. Dienstpersonal, Handels- und Handwerksbedienstete verfügten nun, wie die Angehörigen des Bürgertums, über die äußeren Voraussetzungen für die Lektüre. Die sich gerade in den Städten ausdehnende Zeitungs- und Zeitschriftenkultur förderte und beschleunigte auch in diesen Personengruppen

den Wandel des Leseverhaltens, da die Verfügbarkeit von Zeitungen, Zeitschriften und Wochenschriften den lebensweltlichen Erfahrungsraum der neuen und potenziellen Leser für nicht didaktische Texte öffnete.

Dieser Wandel stand in Wechselwirkung zu einer neuen, imaginär-freundschaftlichen Beziehung zwischen Autor und Leser. Diese Intensivierung ist darin begründet, dass mit den Texten wie bspw. denjenigen von Richardson, Gellert und Klopstock zunehmend private Begebenheiten in eine bürgerliche Alltagssprache übersetzt wurden, die den neuen Lesern entweder Zutritt in ferne Lebenswelten anderer boten, oder sie durch die Nähe zur eigenen Lebenswelt Teil einer emotionalen Gemeinschaft werden ließen. Die Zugehörigkeit zu dieser ermöglichte den Lesern sich von überkommenen gesellschaftlichen Rollen zu emanzipieren und sich innerhalb des kontinuierlich wachsenden Publikums lektüregestützt zu individualisieren.

3.2 Die Angst vor den alten *neuen* Medien

Die Aufklärer, die bei der Ausbildung des modernen Lesepublikums Pate gestanden hatten, sahen sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einer Übermacht von durch die aufklärerische Bildungskampagne initialisierten Lesern gegenüber, die sie nun mithilfe der Zeitdiagnose ‚Lesesucht‘ wieder zu zähmen versuchten. Das, was von den selbsternannten *Freunden und Vormündern der Menschheit* (Beyer, 1795) unter dem Begriff Lesesucht als körperlich, mental und sozial schädigende Wirkungen extensiver - bzw. exzessiver Lektüre beschrieben wurde, war Ausdruck einer zunehmend abwehrenden Kritik an der mitunter rasant wachsenden stände- und geschlechterübergreifenden Rezeption und Produktion v.a. belletristischer Literatur. Die *Leserevolution* stand mit der Aufklärungsbewegung in einem sich wechselseitig bedingenden Verhältnis, da die Ausbreitung des Schriftgebrauchs den Aufklärern als Medium zur Verbreitung ihrer Ideen diente. Gleichzeitig bedeutete erst die aufklärerische Bildungskampagne die Möglichkeitsbedingung dieses mediengestützten kognitiven Wandels (Ter Nedden, 2004, S.8).

3. Ein ferner Spiegel: Leserevolution und kognitiver Wandel im 18. Jahrhundert

Aus dieser Wechselwirkung resultierte insofern eine diesen Wandlungsprozess überschattende diskursive Ambivalenz, als sich die Aufklärer tief beunruhigt darüber zeigten, dass die quantitative Ausdehnung der Verbreitung von Wissen, das bis dahin überwiegend Gelehrten und einer relativ überschaubaren kulturellen Elite vorbehalten war, nun unkontrolliert in untere soziale Schichten diffundieren konnte (Koschorke, 1999, S.401) Der Sorge, dass mit diesem Wissen individuelle Vorstellungen entwickelt werden könnten, die die bestehende soziale und politische Ordnung gefährdeten, begegnete man mit Pädagogisierungskampagnen, die obsessiv um die dysfunktionalen seelischen und körperlichen Folgen exzessiver Lektüre kreisten. Solche zielten im Wesentlichen auf die Gefahr seelischer Zerrüttung durch kognitive Überforderung des nicht gelehrten Lesers und den sittlichen Verfall durch eine Übermacht des Imaginären (Koschorke, 1999, S.401ff.) - aber auch auf die psychosozial und physisch schädigenden Auswirkungen des unmäßigen Lesens.

3.3 **Alles bleibt anders: Prozess Kultur**

Mit der Einführung und Verbreitung der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien und der Leserevolution im ausgehenden 18. Jahrhundert stehen sich zwei epochale Medienwandel gegenüber, die die jeweiligen Gesellschaften, in denen sie sich ereigneten, fundamental veränderten. Die solche Wandlungsprozesse flankierende Kritik steht in beiden Zeitaltern gleichermaßen in der Tradition einer durchaus kulturpessimistischen Perspektive, die einer Bedeutung von Kultur als ewigen Kanon von Werten und Werken verpflichtet bleibt.

Versteht man aber Kultur in kulturwissenschaftlicher Tradition als Erklärungs- und Verstehensrahmen gesellschaftlicher Prozesse, so wird dort, wo soeben noch der Niedergang *der Kultur* mit empörtem Distinktionismus beklagt wurde, der Prozesscharakter, der jedweder Kultur eingeschrieben ist, sichtbar.

3. Ein ferner Spiegel: Leserevolution und kognitiver Wandel im 18. Jahrhundert

Betrachtet man bspw. den Wandel der kommunikativen Praxis, so wird dieses dynamische Prinzip deutlich. Wie bei der computervermittelten Kommunikation heute, ersetzte zuvor der Brief eine unmittelbare Kommunikation zwischen Sender und Empfänger und veränderte damit auch die vormaligen Kommunikationsstrukturen. Im 18. Jahrhundert gelangte der Brief im Gewand des Briefromans zu ungeheurer Popularität. Die Briefreform Christian Fürchtegott Gellerts führte schließlich zu einem grundlegenden rhetorischen Wandel, nämlich der Hinwendung zur Natürlichkeit der Sprache durch die „freye Nachahmung des guten Gesprächs“ (Gellert, 1751), die zunehmend auch die gute Gesellschaft für sich entdeckte (Ter Nedden, 2004; Furger, 2010). Diese Prozesse wurden immer auch von poetologischen wie gesellschaftlichen Debatten wegen des Verdachts ästhetischer Minderwertigkeit und des Sprachverfalls begleitet.

In Bezug auf den Erwerb und die Verfügbarkeit von Wissen lassen sich ebenfalls Analogien ausmachen. Mit der Literalisierung breiter Bevölkerungsschichten im Zuge der Leserevolution und der Verbreitung von Leihbibliotheken kommt es zur Diffusion von Wissen in zuvor bildungsferne Schichten. Das Wissensmonopol hatte zuvor in den Händen weniger Gelehrter gelegen; einer intellektuellen – und damit häufig einhergehenden – ökonomischen Elite, die über die finanziellen Mittel für Bildung und die Beschaffung von Bildungsmedien, i.e. Büchern verfügte. Mit dem WorldWideWeb ist ebenfalls Wissen immer und überall verfügbar und diffundiert - die überkommenen Informations- und Bildungswege umgehend - in alle Bevölkerungsschichten.

Die im 18. Jahrhundert entstehenden Lesezirkel lassen sich quasi als Prototypen mediengestützter communities verstehen. Leser bildeten qua Lektüre emotionale Gemeinschaften; allein der Werther-Kult der 1770er Jahre zeigt, dass und wie lektüregestütztes *virtuelles* Erleben sich in der *Realität* niederschlägt und so die Grenzverläufe zwischen beiden Sphären aufzuweichen vermag.

4. Medien-/Internetsucht

Als der New Yorker Psychiater Ivan Goldberg im Jahre 1995 scherzhaft die Scheindiagnose ‚Internet Addiction Disorder‘ erstmals in den öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs trug, wurde seine Polemik als Entdeckung eines ernsthaften Störungsbildes rezipiert (te Wildt, 2009, S.270). In Folge dessen formierten sich zunächst unter der Vorreiterschaft der Psychologin Kimberley Young zahlreiche, meist epidemiologisch ausgerichtete Forschungsprojekte, die das Phänomen anhand von Studien als eigenständiges Krankheitsbild nachzuweisen versuchten. Trotz zahlreicher Folgestudien und einer inzwischen reichhaltigen Publikationsdichte ist es auch nach mehr als 20 Jahren weder gelungen, einen einheitlichen Begriff noch konsensfähige Diagnosekriterien zu benennen.

Bereits die Termini *Internetsucht*, *Internetabhängigkeit*, *Computersucht*, *Mediensucht*, *Medienabhängigkeit*, *pathologischer Internetgebrauch* oder *dysfunktionaler und pathologischer PC- und Internetgebrauch*⁸ verweisen auf die aktuellen Probleme der Nomenklatur zur Benennung eines extensiven Mediennutzungsverhaltens, das zwar phänomenologisch in die Nähe zu den sogenannten Verhaltenssuchten rückt, nosologisch jedoch bislang als kein eigenständiges Krankheitsbild im Sinne einer Suchtstörung klassifiziert ist. Gleichwohl wabert der Topos von *Medien-/Internetsucht* durch den gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Diskurs, ohne dass den Begriffen ein spezifischer Gegenstand zuzuordnen ist. So wird bei den Begriffen, die sich auf eine allgemeine Medienabhängigkeit beziehen, nicht deutlich, ob es um Medien im Allgemeinen, elektronische Medien im Besonderen, neue elektronische-, respektive digitale Medien im Speziellen und deren jeweils spezifische Nutzungsarten geht. Aus dem begrifflichen Baukastensystem werden entlang der Kategorien „Spezifizierung der Problematik“ (wie bspw. pathologisch, exzessiv, problematisch), das „Thema der Problematik“ (Internet-, Computer-, etc.) und die „Problematik“ selbst (-gebrauch, -sucht, -abhängigkeit, etc.)

⁸ *Internetsucht* (Zimmerl/Panosch 1998), *Internetabhängigkeit* (Seemann, 2000), *Computersucht* (Bergmann/ Hüther, 2006), *Medienabhängigkeit* (te Wildt, 2016), *pathologischer Internetgebrauch* oder *Dysfunktionaler und pathologischer PC- und Internetgebrauch* (Petry 2010)

(Petersen, Hanke, Bieber, Mühleck & Batra, 2017, S.9) immer neue Komposita generiert, deren Bedeutungsinhalte sich nicht immer auf Antriebe erschließen. Besondere Blüten treibt hierbei die Verwendung von Ergänzungsstrichen, vor allem dann, wenn sie eigentlich divergente Phänomene auf eine Art und Weise zusammenfassen, die zuweilen an die Grenzen des Sinnhaften stoßen. So erscheint bspw. die Wortkonstruktion „Internet- und Computerspielsucht“ (Mann, 2014) allein deswegen schon unsinnig, da qua Ergänzungsstrich völlig unterschiedliche Gegenstände gleichgesetzt werden und nicht deutlich wird, ob es bei dem Begriff um Internetspielsucht und Computerspielsucht geht, oder die Konstituenten aber ein parataktisches Verhältnis aufweisen, hier also Internetsucht und Computerspielsucht gemeint ist. Letzteres mutet jedoch allein deswegen widersinnig an, da Computerspielabhängigkeit als Subform der Internetabhängigkeit nicht neben- sondern untergeordnet werden müsste. Selbst wenn sich das Suchtverhalten auf Computerspiele bezöge, die nicht in einer unmittelbaren virtuellen Gemeinschaft gespielt werden - sogenannte *single player* - wären diese aktuell überwiegend auch an das Internet gebunden.

Petersen et al. schlagen aktuell den Begriff „internetbasiertes Suchtverhalten“ vor und heben in diesem Zusammenhang den eigentlich naheliegenden Tatbestand heraus, dass sich das Suchtverhalten letztlich weder auf die Medien wie PC, Smartphone oder Tablet, noch auf das Internet selbst bezieht, sondern auf die jeweils spezifischen Anwendungen (2017, S.9).

Trotz der Vielfalt der Begriffe dürfte ein wissenschaftlicher Konsens darüber bestehen, dass es sich bei einer dauerhaften suchtartigen Nutzung von elektronischen Medien oder dem Internet überwiegend um ein behandlungsbedürftiges Störung handelt. Längst schon ist das Phänomen in der Praxis der Suchthilfe angekommen; das Hilfesystem sieht sich mit einer kontinuierlich wachsenden Zahl meist junger Menschen konfrontiert, die Schwierigkeiten haben, ihre Medien- bzw. Internetnutzung zeitlich zu begrenzen und durch die extensive Nutzung bereits psychosoziale Schädigungen erlitten haben.

4.1 Gesellschaft, Mediennutzung und Sucht

Der Wunsch nach Überwindung der Grenzen des eigenen Bewusstseins durch den Rausch erscheint gesellschafts- und kulturenübergreifend als anthropologisches Grundbedürfnis. Als ein wesentliches Merkmal menschlicher Zivilisation ist der Konsum von psychotropen Substanzen oder Rauschmitteläquivalenten immer auch von einer Gesellschaft gerahmt, die dieses Verhalten legitimiert oder sanktioniert, wobei sich Letzteres hauptsächlich darin artikuliert, dass man diesem Verhalten einen Krankheitswert im Sinne einer Sucht- oder Abhängigkeitsstörung zumisst.

In einer Rückwärtsbewegung vom PC/Internet über Videospiele, Fernsehen, Kino, Populärmusik bis hin zum Buch lassen sich die als Grundbedürfnis determinierten Kontinuitätslinien nachvollziehen. Sie verdichten sich schließlich zur „Krankengeschichte einer mediengestressten Gesellschaft“ (Rogge, 2000), einem Vexierbild, in welchem sich Entdeckungs- und Erfindungscharakter medienbasierter Suchtstörungen übereinander schieben und mal als tatsächlicher Hilfebedarf und mal als ein der „Suchtinflation“ entspringender ‚überdehnter Suchtbegriff‘ (Spode, 2013, S. 18) sichtbar werden.

Wie die überkommenen Debatten um die jeweils historisch neuen Medien, so ist auch dem gegenwärtigen Diskurs um die Nutzung digitaler Medien und Dienste eine kulturpessimistische Grundhaltung eingeschrieben, die bereits in den 1980er Jahren das Werk der „Kultur-Kassandra“ (Die Zeit, 2001) Neil Postman beseelte. Dass neue Medien „neue kulturelle und gesellschaftliche Wertefragen“ aufrufen (Evers-Wölk & Opielka, 2016, S.40) ist bei deren Etablierung notwendige Bedingung. Wichtiger noch als deren vorschnelle Beantwortung erscheint jedoch, diese Fragen an die Zusammenhänge zwischen Medien, Sucht und Gesellschaft vorurteilsfrei und konstruktiv zu stellen (David, 2013, S.115). Dies umso mehr, als eine offensichtliche Ungleichzeitigkeit von rasantem technologischen Fortschritt und der Entwicklung von Kulturtechniken zur gesunden Nutzung neuer Medien vorliegt. Dies artikuliert sich in einem Mangel an *adäquatem Orientierungswissen*, der wiederum auch dem Umstand geschuldet ist, dass Medien-Sozialisationserfahrungen stark generationell geprägt sind und entsprechend

nur wenige gemeinsame Erfahrungen geteilt werden (Evers-Wölk & Opielka, 2016, S. 18 f.).

Eines der größten Missverständnisse im Verhältnis Medien und Gesellschaft, besteht letztlich auch in der Annahme, die neuen Medien hätten die Alten abgelöst. Tatsächlich aber simuliert das Internet alle „alten“ Medien (Schanze, 2002, S.200). In dieser Eigenschaft figuriert es sozusagen als Metamedium, in welchem die überkommenen Medien aufgehen. Wo es um eine extensive Nutzung und an Nutzungsdauer orientierten Diagnosekriterien geht, muss dem Umstand Rechnung getragen werden, dass es sich bei der Internetnutzung meist nicht „um eine zeitlich abgeschlossene, für sich allein stehende Tätigkeit“ (David, 2013, S.115) handelt. Eine Vielzahl alltäglicher Handlungen wird heute parallel und internetgestützt vollzogen, die zuvor analog durchgeführt wurden, wie bspw. Telefonie, TV- und Radiokonsum. Laut ARD und ZDF Onlinestudie 2016 nimmt Kommunikation 39,0% und Mediennutzung (TV, Video, Musik) 24,0% der gesamten Onlinezeit in Anspruch (Koch & Frees, 2016, S.5).

4.2 Stoffungebundene Suchtstörungen

Obwohl der Begriff „Sucht“ aufgrund seiner negativ-ideologischen Konnotation und seines inflationären Gebrauchs 1964 von der WHO offiziell durch den Terminus „(Substanz-)Abhängigkeit“ ersetzt wurde, ist er nach wie vor im landläufigen wie fachlichen Sprachgebrauch präsent (Thalemann, 2009, S.3). Gegenüber dem medizinisch-psychiatrischen *Abhängigkeitsbegriff* fasst der Begriff *Sucht* heute jedoch als allgemein psychologischer Terminus ein psychologisches Phänomen, das unabhängig von pharmakologischen Effekten ein krankhaftes Verlangen nach einem Rauschgift bzw. einem Rauschgiftäquivalent beschreibt. Unter der Annahme, dass der Konsum solcher nichtstofflichen Rauschgiftäquivalente zwar denselben Entstehungs- und Aufrechterhaltungsmechanismen folgt, wie substanzgebundene Abhängigkeitsstörungen auch, sie aber hingegen nicht als Abhängigkeitsstörung klassifiziert sind, legt nahe, das Phänomen der substanzunabhängigen

exzessiven Verhaltensweisen im psychologischen Sinn als „stoffungebundene Sucht“ zu bezeichnen (Poppelreuter & Gross, 2000, S. XV).

Neben der Differenzierung von substanzgebundenen und nichtsubstanzassoziierten Störungen werden letztere auch nach ihrem neurobiologischen Abhängigkeitsmechanismen unterschieden. Während bspw. das pathologische Glücksspiel, als erste und einzige bisher anerkannte stoffungebundene Abhängigkeitserkrankung, durch die eher einfachen Reiz-Reaktionsmuster in die Nähe zu den stoffgebundenen Abhängigkeitserkrankungen rückt, folgen andere exzessive Verhaltensweisen eher den komplexeren Mechanismen komorbider Symptomwandel (te Wildt, 2009, S.270).

Dies führt dazu, dass im internationalen Diagnosesystem ICD-10 der WHO keine einheitlichen Kriterien für die Diagnosestellung existieren, wie es sie für stoffgebundene Substanzabhängigkeiten gibt. In der vierten und fünften Auflage des DSM (Diagnostic and Statistical Manual of Disorders) wurde das pathologische Glücksspiel als einzige Verhaltenssucht aufgenommen; im ICD-10 werden aktuell nichtstoffassoziierte Störungen in die Kategorien der Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen (F60-F69) eingeordnet. Eine Aufnahme im Zuge der Revision des ICD-11 wird zwar von zahlreichen Suchtwissenschaftlern angestrebt, jedoch scheitert dies letztlich auch daran, dass sich bislang kein konsensfähiges Konzept im suchtwissenschaftlichen Betrieb hat etablieren können (Petersen et al., 2017, S.11). Entsprechend gestaltet sich die Bereitstellung und Refinanzierung von Therapie- und Behandlungsangeboten zuweilen schwierig bis unmöglich (te Wildt, 2009, S.270), da die hinter den verschiedenen Begriffen wie Kaufsucht, Sportsucht, Glücksspiel und Arbeitssucht etc. wirkenden Suchtkonzepte zwar das „implizite Krankheitsverständnis der betroffenen Menschen“ ausdrücken (Petry, 2006, S.65), sie jedoch keine Entsprechung in den Diagnosesystemen finden.

Mit der Aufnahme der „Internet Gaming Disorder“ als Forschungsdiagnose in das DSM-5 wird die Hoffnung auf eine Aufnahme in das ICD-11 erneut befeuert. Die WHO scheint demgegenüber allerdings skeptisch (Petersen et al., 2017, S.108), was sicherlich auch dem Umstand geschuldet ist, dass sich die

scientific community weder auf einheitliche Begriffe, noch darauf verständigen kann, ob es sich bei nichtsubstanzassoziiertem Suchtverhalten um Verhaltenssucht, Verhaltensauffälligkeiten oder entwicklungspsychopathologische Störungen handelt.

Dieser wissenschaftliche Dissens markiert die Grenze des Suchtbegriffs, da das Abweichen eines Verhaltens von einer Norm für sich genommen noch nicht als krankheitswertig bezeichnet werden kann (Mann, 2016, S.198). Auch existiert bislang keine konsensuale Negativfolie i.S.e. gesunden Medien-/Internetnutzungsverhaltens, von welchem ein Pathologisches trennscharf abgegrenzt werden könnte. Skeptiker warnen in diesem Zusammenhang davor, dass mit der (übereilten) Ausweitung des *pathologischen Raumes* das Leid der Süchtigen entwertet wird - einerseits - und nicht stringent funktionale Lebensstile als krankhaft stigmatisiert werden (Spode, 2013, S.15-18). Im vorliegenden Sachverhalt betrifft dies vor allem die Abwägung, ob es sich bei der extensiven Mediennutzung um ein jugendadäquates zu bewältigendes Entwicklungsthema handelt, das durch eine „ausufernde psychiatrische Diagnostik zu früh medikalisiert und stigmatisiert“ würde (Evers-Wölk & Opielka, 2016, S. 22). Auch wenn nichtstoffassoziierte Suchtstörungen im landläufigen Diskurs als neu wahrgenommen werden, verrät ein Blick in die Kulturgeschichte, dass „das Gebiet menschlicher Süchtigkeit sehr viel weiter reicht als der Begriff der Toxikomanie es abgesteckt hat“ (Gebattel, 1954, S.221).

Bereits seit dem 16. Jahrhundert liegen Textquellen zu stoffungebundenen Abhängigkeitsstörungen vor. Eines der frühesten Zeugnisse einer nichtstofflichen Suchtstörung stellt die bereits 1561 vom flandrischen Arzt und Philosophen Pâquier Joosten veröffentlichte Schrift „Über das Würfelspiel oder die Heilung der Leidenschaft um Geld zu spielen“ dar (Meyer, 2000, S.1). Das, was Joosten in seiner Schrift ausführlich als den Entwicklungsprozess vom Freizeitvertreib Glückspiel zur alle Lebensbereiche beherrschenden Suchtstörung beschrieb, wurde unter anderen Verhaltensauffälligkeiten zu Beginn des 19.Jahrhunderts von Pinel & Esquirol unter dem Begriff der Monomanien gefasst (Müller, T., 1991 S. 61 f.). Unter diesem psychiatrisch-

nosologischen Einheitskonzept wurden bis ins ausgehende 19. Jahrhundert auch in Deutschland über hundert Partialwahnformen gefasst, die sich in auffälligen oder absonderlichen Verhalten äußerten. Die in den 1930er Jahren von Gabriel und Kratzmann vorgelegte ausführliche Suchtmonografie unterschied schließlich erstmals ausdrücklich zwischen Rauschgift- und Tätigkeitsüchten.

Obwohl das Monomaniekonzept heute in Ansätzen immer noch bei der diagnostischen Einordnung einiger Impulskontrollstörungen relevant ist, wurde es aufgrund der tendenziellen Pathologisierung verschiedenster sozial störenden Verhaltensweisen von der psychiatrischen Forschung im ausgehenden 19. Jahrhundert wieder verworfen. Vor diesem Hintergrund erscheint der von Petersen et al. aufgrund seines unverbrauchten und *seriös psychiatrischen* Charakters vorgeschlagene Begriff „Istomanie“ als begrifflicher Neuanfang (2017, S.11) nur begrenzt tauglich.

5. Neue elektronische Medien und Suchtverhalten

In Deutschland wird die Prävalenzrate der *Internetabhängigkeit* auf 1,0% der 14-64-Jährigen beziffert. Die Gruppe der 14-16-Jährigen wird hier durch eine Spitze von 4,0% repräsentiert (Rumpf, Meyer, Kreuzer & John, 2011, 2014). Dem aus diesen Prävalenzschätzungen resultierenden Hilfebedarf steht eine gesellschaftspolitische Debatte gegenüber, die *Medien-/Internetsucht* als epidemisches Massenphänomen suggeriert. Die Akteure des gesundheitspolitischen wie suchtwissenschaftlichen Diskurses versteigen sich dabei zuweilen in einem regelrechten Alarmismus, der sich auch in Sachbuchtiteln wie bspw. „Gefangen im Netz“⁹, „Computer und Internet erobern die Kindheit“¹⁰ oder „Verloren in der virtuellen Welt“¹¹ artikulieren. Der öffentliche Diskurs stellt „eine Praxis des Denkens, Schreibens, Sprechens und Handelns dar, die diejenigen Gegenstände, von denen sie handelt, zugleich systematisch“ hervor zu bringen scheint (Kammler, Parr, Schneider, 2008,

⁹ Gabriele Farke: (2011)

¹⁰ Jan Frölich und Gerd Lehmkühl:(2011)

¹¹ Jürgen Hardt und Matthias Ochs: (2009)

S.234). Unter immer neuen Komposita, bis hin zur aktuellen *Smartphonesucht*, eines der Schwerpunktthemen der Drogenbeauftragten der Bundesrepublik (Drogenbeauftragte, 2016), werden scheinbar wissenschaftlich fundierte Konzepte kolportiert. Diese formieren einen Reigen aus nosologischen Seifenblasen, die am tatsächlichen Erleben und den Bedarfen der betroffenen Patienten und Helfer zerplatzen und darüber hinaus „seriöser Wissenschaft eher abträglich“ sind (Petersen et al. 2017, S. 10). Vonnöten sind trennscharfe Begriffe für klar definierte Gegenstände, die sowohl dem Leidensdruck der Betroffenen, den Bedarfen der Behandler und den wissenschaftlichen Standards der Suchtforschung gerecht werden.

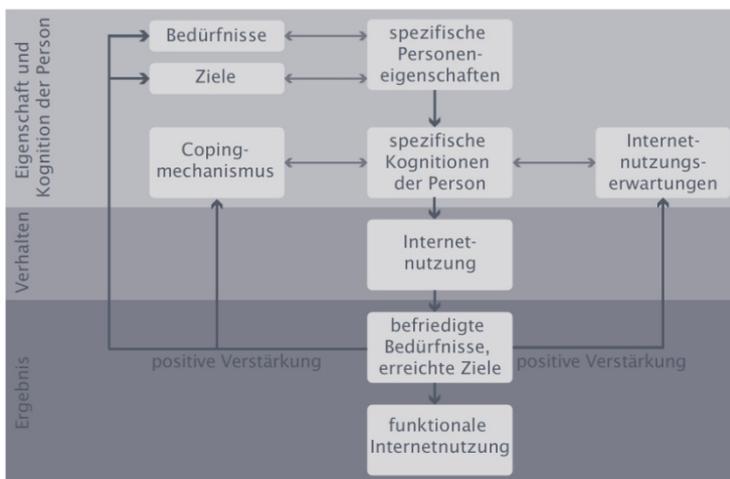
Zu hinterfragen ist in diesem Zusammenhang auch, ob das Konzept einer allgemeinen *Medienabhängigkeit* oder *Internetsucht* im Verständnis einer Verhaltenssucht grundsätzlich geeignet ist, die extrem heterogenen Erlebnispotenziale und die mit diesen einhergehenden Abhängigkeitspotenziale neuer elektronischer Medien zu fassen. Ein solches Konzept gerät dort unter den Verdacht der „scheinwissenschaftlichen Ideologie“ (Evers-Wölk & Opielka 2016, S.10), wo die Sozial- und Kulturgebundenheit der Mediennutzung unberücksichtigt bleibt. Auch das Ursache-Wirkungsprinzip komorbider Symptomwandel wird durch eine vorrangig drogenpolitische Exegese unzulässig simplifiziert. Zwar weisen zahlreiche Studien auf Komorbidität hin, ohne jedoch abschließend zu klären, ob das medienbasierte Suchtverhalten als primäres- oder sekundäres Störungsbild figuriert (Petersen et al., 2017, S.13-15). Die Rede von einer allgemeinen *Medien-/Internetsucht* negiert insgesamt die Tatsache, dass spätestens mit der Aufnahme der *Internet gaming disorder* als Forschungsdiagnose in die Sektion drei des DSM-5 eine begriffliche, wie inhaltliche Differenzierung nach Medien-Nutzungsverhalten unumgänglich geworden ist.

5.1 Allgemeine Internetsucht versus differenziertes medienbasiertes Suchtverhalten

Bereits 2001 hatte Davis zwischen *specific* PIU (Pathological Internet Use) und *generalized* PIU differenziert, indem er die generalisierte Internetnutzung als ziellos, d.h. ohne klar erkennbare Präferenz charakterisierte (S.188). Mit seinem differenzierten kognitiv-behavioralen Modell erteilte Davis bereits vor gut 15 Jahren der inflationären Verwendung des Internetsuchtopos eine radikale Absage, indem er herausstellt, dass es sich bei beiden Erscheinungsformen des PIU um jeweils klar abgegrenzte Verhaltensmuster handelt, die eine bestimmte Bevölkerungsgruppe betreffen (2001, S.188).

Häufig werden psychische Erkrankungen und intrapsychische Probleme als Ausgangslage für die suchtartige Mediennutzung angenommen. Im Konzept einer allgemeinen Internetsucht treffen solche Personen auf die sogenannte „Triple-A-Engine“ Internet, die einen leichten Zugang (*accessibility*) ermöglicht, preiswerte Nutzungsmöglichkeiten bietet (*affordability*) und mit der Möglichkeit der anonymen Nutzung (*anonymity*) gerade für Personen mit sozialen Ängsten sehr attraktiv ist (Evers-Wölk & Opielka, 2016, S. 9; S.45).

Unter den verschiedenen medienpsychologischen Modellen soll hier exemplarisch das lerntheoretische Modell von Brand, Young und Laier (2014) vorgestellt werden, da es funktionale Internetnutzung, generalisierte- und spezifische Internetsucht anschaulich gegenüberstellt.



Der funktionale Internetgebrauch besteht nach diesem Modell in einer zielgerichteten Nutzung, d.h. dass eine Person eine Internetapplikation nutzt, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Ist das

Abbildung 1 Modell funktionaler Internetnutzung (Evers-Wölk & Opielka, 2016; nach Brand et al.2014)

5. Neue elektronische Medien und Suchtverhalten

Ziel erreicht, tritt der Zustand der Zufriedenheit ein und die Nutzung kann beendet werden. Während das Modell von psychischer Gesundheit ausgeht, liegen demgegenüber bei der generalisierten wie der spezifischen Internetsucht psychopathologische Vulnerabilitäten, wie bspw. Depression und soziale Angst vor.

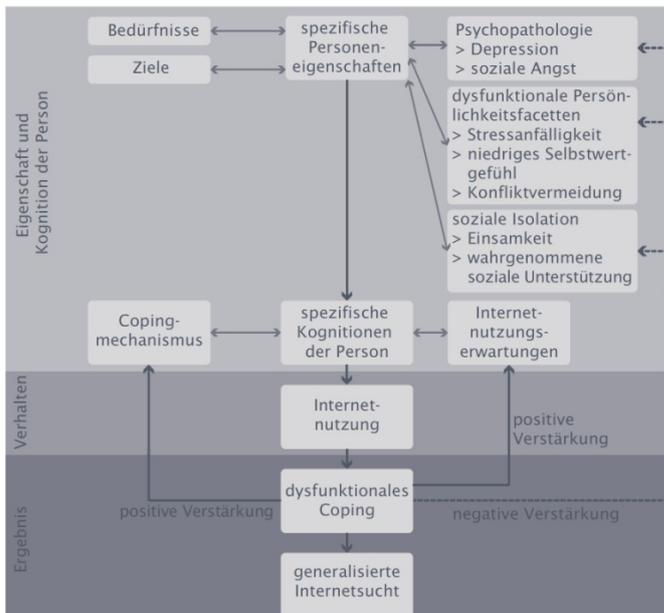


Abbildung 2 Modell zur generalisierten Internetsucht (Evers-Wölk & Opielka 2016; nach Brand et al. 2014)

Bei der generalisierten Internetsucht werden diese Krankheitszustände durch das gleichzeitige Vorhandensein dysfunktionaler Persönlichkeitsfacetten, wie Konfliktvermeidung, Stressanfälligkeit und mangelndes Selbstwertgefühl verstärkt. Internetangebote bieten hier problemvermeidende Copingstrategien, die allerdings durch Konditionierungs-

prozesse die dysfunktionalen Persönlichkeitseigenschaften und das Aufsuchverhalten verstärken (Brand et.al 2014).

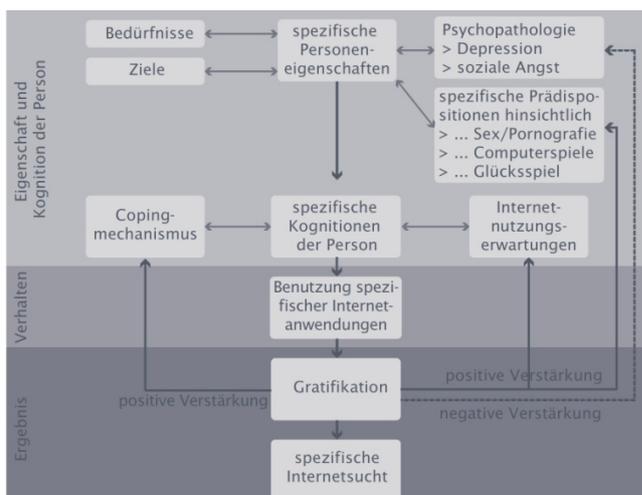


Abbildung 3 Modell zur spezifischen Internetnutzung (Evers-Wölk & Opielka 2016; nach Brand et al. 2014)

Demgegenüber ist die spezifische Internetsucht durch spezifische Prädispositionen bezüglich Sex, Glücksspiel oder Computerspiel gekennzeichnet, die sich in den entsprechenden Internetnutzungserwartungen artikuliert. Eine negative Verstärkung wird in Bezug auf die psychopathologische Grundstruktur angenommen; in

beiden Fällen wird eine verminderte frontale Kontrollprozessvermittlung vermutet (Brand et al., 2014).

5.2 **Das Konzept der Verhaltenssucht versus entwicklungspsychopathologisches Störungsmodell**

Der Heterogenität der verschiedenen Tätigkeiten und Verhalten, die sich zur Suchtstörung ausweiten können, entspricht die Vielfalt an Konzepten und Begriffen, die sich teilweise aufeinander beziehen, teils miteinander in Konkurrenz treten. In Bezug auf die in der vorliegenden Arbeit zur Disposition stehende *Medien-/Internetnetabhängigkeit* soll in Ergänzung des lerntheoretischen Modells das Konzept der Verhaltenssucht und dasjenige der extensiven Internetnutzung als entwicklungspsychopathologische Störung skizziert werden.

Obwohl bei einer Verhaltenssucht dem Organismus keine psychotropen Substanzen zugeführt werden, können bestimmte exzessive Verhaltensweisen körpereigene biochemische Prozesse auslösen, die ähnlich auf das dopaminerge Belohnungssystem des Gehirns einwirken wie psychotrope Substanzen. Unter dem Begriff *Belohnungssystem* wird eine mesokortikolimbische Hirnstruktur gefasst, die aus miteinander eng vernetzten kortikalen und subkortikalen Strukturen besteht: dem präfrontalen Kortex, der Amygdala, dem Nucleus accumbens, dem Subikulum, der Hippokampusformation und der Area tegmentalis ventralis des Mittelhirns (Mann, 2014, S.3). Die Aktivierung führt zu vermehrter Freisetzung von Dopamin und Endorphinen und löst einen Belohnungseffekt aus, ein subjektives Wohlbefinden, das entweder als primär positiver Effekt oder als Befreiung von unangenehmen Gefühlszuständen erlebt wird. Durch das Prinzip der klassischen bzw. operanten Konditionierung kommt es bei Wiederholung des belohnenden Verhaltens zu einer Sensitivierung des dopaminergen Belohnungssystems, wobei bei Personen, die unter psychischen Störungen leiden, die mit einer ‚Transmitterimbalance‘ einhergehen, wie bspw. Depression oder Angststörungen, der Belohnungseffekt potenziert wird (Thalemann, 2009,

S.12). Neuere Studien gehen davon aus, dass weitere Neurotransmittersysteme, wie das serotonerge, das noradrenerge und das opioide System an der Pathophysiologie der Verhaltenssucht beteiligt sind (Mann, 2014, S.12).

Im Verlauf der Suchtentwicklung manifestiert sich in dem zuvor beschriebenen Konditionierungsakt immer mehr die Funktion, psychische Belastungen, unangenehme Gefühlszustände, Stresssituationen, Versagens- und Frustrationserlebnisse, die in zunehmendem Maße auf das Suchtverhalten selbst rekurren, durch den erneuten Konsum inadäquat zu bewältigen. Dabei bleibt der Belohnungseffekt auf dieses bestimmte Verhalten festgestellt. Ähnlich wie bei den substanzgebundenen Abhängigkeitsstörungen beherrscht die Suchtbefriedigung im Verlauf der Suchtstörung das soziale und emotionale Leben der Betroffenen: soziale Beziehungen und andere Bezugspunkte, wie Arbeit, Schule und gesellschaftliche Verpflichtungen treten hinter das Rauschbedürfnis zurück oder erodieren unter der Dominanz des Bedürfnisses nach Dosissteigerung und dem damit einhergehenden zunehmenden Kontrollverlust.

Das Konzept der Verhaltenssucht basiert auf dem „klassischen Suchtkonzept“, das Elvin Morton Jellinek mit seinem Werk *The Disease Concept of Alcoholism* 1960 der Fachöffentlichkeit vorgelegt hatte. Der Übertragung der zentralen organpathologischen Kategorien dieses Konzeptes, wie Droge, Dosissteigerung/Toleranzentwicklung und Entzugserscheinungen widerspricht der Suchtforscher und Therapeut Jörg Petry in Bezug auf pathologischen Internet- und PC-Gebrauch [PIG] 2010 vehement und postuliert demgegenüber ein entwicklungspsychopathologisches Störungsmodell.

Der laut Petry *nicht statthafte Analogieschluss aus der Alkoholismustheorie* negiere die organpathologischen Bedeutungen der Begriffe, bzw. deren internistische, neurologische, vegetative und psychische Symptom-Zusammenhänge (Petry, 2016, S.71). Auch kritisiert er die zur Operationalisierung des Suchtkonzeptes eingesetzten Fragebögen als zu undurchlässig für alternative Erklärungen, wie bspw. diejenige, dass der Internetgebraucher nicht etwa mit *Entzugssymptomen* auf die Einstellung oder

Unterbrechung der Gebrauchs reagiert, sondern mit Trauer als Reaktion auf die Wegnahme eines subjektiv hoch valenten Liebesobjektes (Petry, 2016, S.72). Als zentrale Merkmale eines Suchtverhaltens benennt Petry einen extrem hohen wöchentlichen PC-/Internetgebrauch (> 70h/ Woche, exklusive berufliche Nutzung), anhaltendes Immersionserleben, gravierende körperliche, psychische und soziale Beeinträchtigungen, sowie komorbide Zusammenhänge wie depressive und sozial-ängstliche Persönlichkeitsstörungen, Essstörungen und stoffliche Suchterkrankungen, wie Alkohol und Cannabisabhängigkeit (Petry, 2016, S.73.). Gegenüber dem Verhaltenssuchtkonzept fokussiert das Modell Petrys die individuellen psychosozialen Wirkfaktoren, die an der Ätiologie und Pathogenese beteiligt sind. Entlang der von Klaus Grawe formulierten konsistenzregulierenden Aspekte der menschlichen Grundbedürfnisse *Bindung, Kontrolle, Selbstwerterhöhung und Unlustvermeidung* (Grawe, 2004, S.186) entwickelt Petry den PIG (Problematischer Internet-Gebrauch) als regressives Erleben und Verhalten der betroffenen Nutzer. Aus dem 2015 von Kuss & Lopez-Fernandes vorgelegten systematischen Review geht damit korrespondierend hervor, dass komorbide Störungen nicht etwa die Ausnahme, sondern eher den Normalfall darstellen (2016, S. 167), was die Frage danach aufwirft, welches der Störungsbilder jeweils als Primär- oder Sekundärstörung auftritt. Kuss& Griffith konstatieren in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit einer diagnostischen Abklärung und einer entsprechend zielgerichteten Therapie (2015, S. 85-87). Aus dem Umstand, dass der aktuelle Forschungsstand keine eindeutige Zuordnung oder den Ausschluss der zwischen Neurobiologie, Tiefenpsychologie und Lerntheorie changierenden Ansätze erlaubt, ließe sich ein integrativer Ansatz generieren, der die „somatischen Korrelate psychischer Vorgänge“ auf die psychologische Funktions- und Bedeutungsebene bezieht (te Wildt).

5.3 Zum aktuellen Forschungsstand

Auch wenn medienbasiertes Suchtverhalten häufig im Verständnis einer Verhaltenssucht betrachtet und beschrieben wird, warnen Kritiker dieses

Konzeptes vor einer Vernachlässigung individueller und sozialer Aspekte der Mediennutzung zugunsten einer rein symptom-basierten Diagnostik (Evers-Wölk & Opielka, 2016, S. 9) und einer epidemiologisch orientierten Forschung. Während te Wildt davon abrät, den umgangssprachlichen *Sucht*begriff in die klinische und akademische Psychiatrie aufzunehmen (te Wildt, 2010, S.334), plädieren Petersen et al. gerade *für* dessen Verwendung, da mit dem Suchtbegriff gleichermaßen Unterschiede und Gemeinsamkeiten zur Substanzabhängigkeit erhalten blieben (Petersen et al., 2017, S.11). Nicht ohne Ironie verweisen Petersen et al. an gleicher Stelle auf den gegenwärtigen Arbeitstitel der WHO: „Behavioral addictions associated with excessive use of the internet, computers, smartphones and similar electronic devices“ (WHO, 2015, S.11f.); der Titel wirkt zwar gegenüber anderen Begriffen ausreichend differenziert, erscheint allerdings für die wissenschaftliche Praxis etwas umständlich.

Als wichtigste deutsche Referenzstudie gilt nach wie vor die PINTA-Studie (Prävalenz der Internetabhängigkeit), die zwischen 2010-2011 unter der Leitung von Hans-Jürgen Rumpf durchgeführt wurde. Hieran anknüpfend wurde bis 2013 die Folgestudie PINTA-DIARI (Prävalenz der Internetabhängigkeit - Diagnostik und Risikoprofile) durchgeführt. In beiden Studien wurde das Fragebogeninstrument CIUS, die Compulsive-Internet-Use-Scale (Meerkerk, Van Den Eijnden, Vermulst & Garretsen, 2009) (Anhang A) verwendet; die Folgestudie bestätigte weitestgehend die Prävalenzschätzung aus der PINTA-Studie.

Die Autoren konstatieren in ihrem Bericht an das Bundesministerium für Gesundheit methodische Probleme zum Forschungsstand. Diese betreffen vor allem die Verwendung von nicht validierten Erhebungsverfahren, die an mitunter nichtrepräsentativen Gelegenheitsstichproben eingesetzt wurden (Rumpf, Meyer, Kreuzer & John, 2011, S.4). Gleichwohl kommuniziert die Drogenbeauftragte der Bundesregierung diesen Ergebnissen folgend öffentlich, dass in der Bunderepublik bereits 560 000 Menschen *internetabhängig* seien (2015, S.64). Obwohl die Autoren der PINTA-DIARI-Studie ausdrücklich darauf hinweisen, dass ein Kurztest nicht das „Verhältnis von Sensitivität, Spezifität

und wahrer Prävalenz“ abzubilden vermag und auf Grund dessen Gefahr läuft, Prävalenzen massiv zu unter- oder überschätzen (Bischof et al. 2013, S.5), verwundert weiter, dass der CIUS auch in den späteren Studien der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) eingesetzt wurde.

Im Auftrag der BZgA wurde 2013 eine repräsentative Stichprobe von Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter von 12- 25 Jahren ebenfalls anhand des CIUS untersucht (Petersen et al., 2017, S.13), wobei eine Gesamtprävalenzrate von 2,5% gemessen wurde. Die im Rahmen der Drogenaffinitätsstudie 2015 durchgeführte erneute Befragung mittels eines auf das Computerspielverhalten modifizierten CIUS ergab, dass 5,8% der 12- bis 17-jährigen Jugendlichen und 2,8% der 18- bis 25-jährigen jungen Erwachsenen von einer *computerspiel- oder internetbezogenen* Störung betroffen sind (Orth, 2017, S.19).

Die Heterogenität der Vergleichsgruppen und Messinstrumente korrespondiert dabei der Vielfalt der Begriffe und Konzepte, die sich auf internetbasiertes Suchtverhalten beziehen. So lässt sich bspw. kaum eine Gleichsetzung von Medien-/Internetnutzung und Onlinespielen nachvollziehen, da der „psychotrope Agens“ ein je nach Nutzungsart Unterschiedlicher ist (te Wildt, 2010, S. 335).

6. Lesesucht

Im Kontext kulturgeschichtlicher Abrisse zur suchtartigen Mediennutzung wird neben den jüngeren Medien, wie bspw. Fernsehen und Video zuweilen auch der Lesesuchttopos bemüht (Rogge, 2000; Six, 2007; te Wildt 2009; Evers-Wölk & Opielka, 2016). Meist folgt der Erwähnung jedoch keine tiefergehende Beschäftigung, was dem Umstand geschuldet ist, dass Lesen heute als Paradigma kultureller Bildung hochgeschätzt wird und als solches per se mit funktionalen Verhaltensweisen assoziiert wird. Der Erwähnung von Lesesucht ist entsprechend ein mitunter wehmütig anmutender Diminutiv eingeschrieben, der in der medizinisch therapeutisch ausgerichteten Suchtforschung unhinterfragt überdauert.

In seinem mediengeschichtlichen Abriss argumentiert te Wildt, es habe in der gesamten Psychatriegeschichte keinen Hinweis auf krankmachende Lektüre gegeben (2009, S. 35-36). Was für die Psychatriegeschichte gelten mag, gilt nicht für die Kulturgeschichte, da sich in der tiefergehenden Beschäftigung hier tatsächlich eine Lesesucht nachweisen lässt. Als historische Quellen dienen dabei die Lesesuchtkritik des ausgehenden 18. Jahrhunderts, sowie die Fallgeschichte des lesesüchtigen *Anton Reiser*. Dabei wird auch der Frage nachgegangen, ob sich eine Lesesucht heute mit den aktuellen Fragebogeninstrumenten zur *Medien-/internetsucht* messen lässt.

6.1 Lesesucht im 18. Jahrhundert

Wie bereits in Kapitel 2.2 angesprochen, ist die Angst vor den jeweils neuen Medien so alt wie die Medien selbst. Die Lesesuchtdebatte im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts überstieg in Ausmaß und Inhalt jedoch erheblich die Dimensionen der bereits seit der römischen Antike tradierten abendländischen Debatten um „die Frage nach dem Nutzen und der richtigen Anwendung von Lektüre“ (König, 1977, S.90). Zwischen den beiden Eckpunkten - der 1773 von Rudolph Heinrich Zobel im Kontext der *Frauenerziehung* diagnostizierten Störung (Zobel, 1773, S.91) und dem von J.H. Campe im *Wörterbuch der deutschen Sprache* vermerkten Eintrag von 1825: „In Deutschland nimmt diese Furia ab.“ (König, 1977, S.91) - füllt sich ein umfangreicher Katalog von Lesesuchtsymptomen, welche die körperlich, seelisch und sozial dysfunktionalen Folgen exzessiver Lektüre beschreiben.

Hinter den mannigfaltigen, häufig mit Metaphern der damals populären Diätetik gespickten Warnungen vor den Gefahren des *heißhungrigen Verzehrs leicht verdaulicher und deshalb nicht sättigender Lesekost* schimmerte auch immer die Sorge der Volksaufklärer um den Fortbestand gesellschaftlicher und politischer Ordnung hindurch. Die den Krankheitskonzepten der zeitgenössischen Humoralpathologie korrespondierenden gesundheitlichen Schäden an Körper und Seele, wie Kopfschmerzen, Nervenschwäche, Epilepsie, Hypochondrie und Melancholie, die es vor der Hand zu bekämpfen

galt, erschienen in dieser Hinsicht als Platzhalter für die „allgemeine Revolutionsangst“ der konservativen Aufklärer (Schenda, 1977, S. 62).

Die Symptome geistiger oder seelischer Zerrüttung durch kognitive Überforderung der neuen Leser und die Vernachlässigung alltäglicher Pflichten zugunsten des Lesens, die sowohl den häuslichen als auch den gesamtgesellschaftlichen Frieden gefährdeten, wurden als „Symptome einer brüchigen Sozialität“ gedeutet und gefürchtet (Koschorke, 1999, S.401). Dies ist dem Umstand geschuldet, dass mit der Diffundierung von Wissen in traditionell bildungsferne Schichten das Lebensdeutungsmonopol nicht länger in der Hand weniger Gelehrter lag und die mit den lektüregestützten Individualisierungsprozessen einhergehende gesellschaftliche Differenzierung die „sichtbare soziale Gliederung“ zu unterlaufen drohte (Koschorke, 1999, S.401).

Als weiteres Symptom der Lesesucht wurde die Überschuldung durch massive finanzielle Aufwendungen für Lesestoffe ins Feld geführt, was bereits andeutet, dass dieses „theure[s] Vergnügen“ (Beyer, 1796, S.188) aufgrund seines *verführerischen* und *abhängig* machenden Potenzials zu einem nicht unbedeutenden Wirtschaftsfaktor avanciert war, dessen volkswirtschaftlicher Nutzen durch Buchdruck, Buchhandel, Schriftgießereien und Papierindustrie den Volksaufklärern nicht verborgen geblieben war (Beyer, 1796, S.192). Den sittlichen Verfall durch die Leiden der Einbildungskraft nahmen die Autoren nach der Meinung Beyers nicht nur billigend in Kauf, sondern sie evozierten diesen ganz bewusst, indem sie die Texte so gestalteten, dass die Leser gedanklich an sie gefesselt wurden, indem sie Begierden entwickelten, die bis dahin außerhalb ihrer Vorstellungswelt lagen (Beyer, 1796, S.198).

6.2 Der literaturwissenschaftliche Diskurs und seine Befunde

Seit den 1970er Jahren bricht sich der literaturwissenschaftliche Diskurs um die Bewertung der Lesesuchtdebatte an der ambivalenten Haltung der aufklärerischen Kritik selbst, die „in bezug auf das Lesen und Lernen keine gemeinsame, überregionale Theorie“ formulierte (Schenda, 1977, S. 87). Ein literaturwissenschaftlicher Konsens darüber, dass es sich bei dem Phänomen grundsätzlich um eine quantitative Ausdehnung des Leseverhaltens handelte,

die eine „ungerechtfertigt starke Lesekritik seitens staatlicher Obrigkeiten“ (Kiesel& Münch, 1977, S. 173 f.) evozierte, kann dabei nur wissenschaftlichen Bestand haben, sofern quantitative Beurteilungskriterien an eine historisierende Perspektive zurückgebunden werden, die auf Augenhöhe mit der Lebenswelt der Leser des 18. Jahrhunderts bleibt. Die Argumentation der Literaturwissenschaftler der 1970er Jahre basiert auf einer offensichtlichen Diskrepanz zwischen dem von den Aufklärern beklagten epidemischen Charakter der Lesesucht einerseits - und der dieser entgegenstehenden Lesefähigkeit, die von Rudolf Schenda mit ca. 15% der potenziell lesefähigen Bevölkerung beziffert wird – andererseits (Schenda, 1977, S. 444). Helmut Kiesel und Paul Münch konstatieren davon ausgehend, dass sich eine industrielle Massenproduktion von Büchern nicht belegen lasse, da die technischen Voraussetzungen für diese vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht vorlagen (Kiesel & Münch, 1977, S.161) und übertragen den von Schenda für das 19. Jahrhundert in die Debatte getragenen Begriff der *ideologischen Fälschung* auf das 18.Jahrhundert.

Abgesehen von den ausgeprägten regionalen Unterschieden der Rezeptionsdichte (Schön, 1988, S.32) verweigert sich diese These allein auch deswegen einer Generalisierung, da – wie Kiesel und Münch zwar gegenläufig aber richtig argumentieren - nicht von „Auflagenhöhe und Absatz [...] auf Rezeption geschlossen werden“ (Kiesel & Münch, 1977, S. 161) kann und sich die Verbreitung von Lesestoffen bspw. auch durch Lesegesellschaften, Leihbibliotheken und Lesezirkel vollzog (Schön, 1999, S.32f.; Löhr, 2015). Die Gleichsetzung einer an ihren technischen Voraussetzungen gescheiterten Medienrevolution mit einer beschränkten kognitiven Revolution droht die tiefgreifenden sozialen Veränderungen dieser Epoche einzuebnen, da diese Perspektive mitunter Argumentationen folgt, die auf zahlenmäßigen Vergleichen mit dem heutigen Massenpublikum beruhen (Kiesel & Münch, 1977, S. 161). Solche Vergleiche sind ebenso wenig aussagekräftig wie Vergleiche mit dem aktuellen gesellschaftlichen Stellenwert der Kulturtechnik Lesen im Sinne eines schichtenübergreifenden Bildungsparadigmas.

Auch die im 18. Jahrhundert verhängten Zensuredikte und Schriftverbote, welche die Produktion und Verbreitung von unerwünschter Literatur regulieren sollten, wurden nicht nur von einigen Lesesuchtkritikern selbst kritisch beurteilt (Beyer, 1793, S. 217), sondern entpuppen sich, wie Ernst Fischer darlegt, im diachronen Schnitt als Maßnahmen „mit deutlich abnehmender Tendenz“ (Fischer, 2007). Der Begriff der *ideologischen Fälschung* erfährt in diesem Licht eine eigentümliche Bedeutungserweiterung, da auch der Diskurs um die Debatte dort von ideologischen Perspektiven geleitet scheint, wo sie sich auf die Instrumentalisierung der Lesesucht durch die Kritiker beschränkt und über die quantitative Entkräftung einer Medienrevolution qualitative und empirische Aspekte zur Faktizität der Lesesucht an sich vernachlässigt.

Die diskursiven Indizienprozesse über mögliche Motive der Lesekritik und der quantitativen Ausdehnung des Phänomens verleiten dazu, die Lesesucht als reine Erfindung zu betrachten. Durch deren Instrumentalisierung zu aufklärerischen Propagandazwecken erscheint die Lesesucht als *Massenphänomen*, dem breite gesellschaftliche Schichten anheimfielen, tatsächlich als *ideologische Fälschung*. Eine *Erfindung*, um aus oben genannten Gründen im Dienste der Aufklärung „die im Rahmen der Alphabetisierung geschaffenen Indoktrinationsmöglichkeiten [...] positiv einzusetzen“ (Koschorke, 1999, S. 398), indem man für traditionelle und neue Bildungsträger ein *nützliches Lesen* propagierte. Die in den Wochenschriften, Hausväterliteraturen und Lexika publizierten Artikel und Traktate gegen das unmäßige Lesen bilden hier einen gesellschaftlichen Teilausschnitt ab, der die Motivation zur Regulierung des Phänomens mehr oder minder plausibel erscheinen lässt. Der Umstand aber, dass die Symptome der Lesesucht im zeitgenössischen Schriftwesen immer gleich oder ähnlich beschrieben wurden, legt nahe, den eigentlichen Gegenstand der Kritik, die *Lesesucht* näher zu betrachten.

Der Terminus „Sucht“ leitet sich etymologisch vom althochdeutschen Wort „Siech“ (= Krankheit/ Seuche) ab (Kluge & Seebold, 2002, S. 844) und wurde in der Vergangenheit zur Beschreibung verschiedenster körperlicher Krankheitserscheinungen, wie bspw. Gelbsucht oder Schwindsucht verwendet,

aber diene darüber hinaus zur Beschreibung psychischer Störungen, wie Mondsucht oder Tobsucht. In diesem Zusammenhang verweist der Begriff auf ein *krankhaftes Verlangen*, das im landläufigen Sprachgebrauch auch synonym für Sünde und Leidenschaft gebraucht wurde. Entsprechend wird das krankhafte Verlangen zu lesen wie folgt beschrieben:

"Bücherleser und Leserinnen, die mit dem Buche in der Hand aufstehen und zu Bette gehen, sich damit zu Tische setzen, es neben der Arbeit liegen haben, auf Spaziergängen sich damit tragen, und sich von der einmal angefangenen Lektüre nicht wieder trennen können, bis sie sie vollendet haben. Aber kaum ist die letzte Seite eines Buches verschlungen, so sehen sie sich schon wieder gierig um, wo sie ein anderes herbekommen wollen; und wo sie nur irgend etwas [...] erblicken, das in ihr Fach gehört, oder für sie lesbar scheint [...] verschlingen sie es mit einer Art von Heißhunger."(Beyer, 1793, S.189)

Angesichts des rational orientierten Menschenbildes der Aufklärung verwundert es nicht, dass statt der Suche nach einem tieferen Verständnis des Suchtmechanismus der Einordnung des Phänomens als Charakterschwäche der Vorzug gegeben wurde, dem vorrangig mit moralischer Korrektur zu begegnen sei. Neben den zuvor beschriebenen politischen Regulierungsfunktionen ist dieser Umgang mit dem Phänomen Lesesucht auch einer umfassenden Rauschkritik geschuldet. Bereits seit dem 16. Jahrhundert waren Mäßigkeitsdiskurse und konsumbeschränkende Gesetze bspw. in Bezug auf Alkohol, Tabak, Kaffee und Tee auf dem europäischen Kontinent Gegenstand öffentlicher Debatten (Kupfer, 1996, S. 24). Dem folgend erscheint naheliegend, dass Beyer diese Diskurse in seine Lesesuchtkritik aufnimmt und konstatiert:

"Kein Tabaksbruder, keine Kaffeeschwester, kein Weintrinker, kein Spielgeist kann so an seine Pfeife, Bouteille, an den Spiel- oder Kaffeetisch, attachirt seyn, als manche Lesehungrige an ihre Lesereyen."
(Beyer, 1796, S. 189)

Von besonderer Evidenz für den vorliegenden Sachverhalt erscheint hier, dass Beyer offenbar keine Unterscheidung zwischen stoffgebundenen und nicht stoffgebundenen *Begierden* trifft. Dies deutet darauf hin, dass bereits 1796 als

naheliegendermaßen erachtet wurde, dass Lesesucht ähnlichen Entstehungs- und Aufrechterhaltungsmechanismen folgen könnte, wie substanzgebundene Abhängigkeitsstörungen, was auf eine *Entdeckung* der Lesesucht i.S.e. medienbasierten Suchtverhaltens verweist.

Auf der Grundlage von Befunden der biografisch orientierten Leseforschung der 1980er Jahre konstatieren die Literaturwissenschaftler Hartmut Eggert und Christine Garbe 1995 – sachlich dargestellt und tiefenpsychologisch gedeutet – die Existenz einer pubertären Lesesucht bei den in den 1950er und 1960er Jahren Geborenen (Eggert & Garbe, 1995, S.122). Eine kritische Beurteilung des Phänomens, Warnungen vor den schädlichen Auswirkungen, Argwohn oder gar ein Unbehagen gegenüber dem Leitmedium Buch sucht man in ihrer Abhandlung allerdings vergeblich. Stattdessen wecken die – vielfach als *rauschhaft, heimlich* und bis in körperlich *erotische Dimensionen – als sinnliches Erlebnis* gezeichneten Beschreibungen exzessiver Lektüre selbst Erinnerungen an die „wohligen Körpererfahrungen“ derer, die dieser Generation angehören und die das pubertäre Durchgangssyndrom *Lesesucht* schadlos überstanden haben (Eggert & Garbe, 1995, S.122). Der gegenüber dem früheren Lesesuchtdiskurs eher wohlwollend anmutende Tenor der Befundung scheint jedoch durch die Akzeptanz des hohen kulturellen Stellenwertes der Kulturtechnik Lesen umglänzt.

Eine diminuierende Bewertung des Phänomens Lesesucht mag dem Umstand geschuldet sein, dass mit den *alten* neuen Medien, wie Fernsehen, Radio, etc. bereits eine „leitmediale Konkurrenzsituation“ entstanden war, in der wiederum die *guten alten* Medien gegen die bedrohlich Neuen ausgespielt wurden. Der Unterschied zwischen dieser Lesesuchtbeschreibung und der Lesesuchtkritik des 18. Jahrhunderts besteht darin, dass das Phänomen, wie andere exzessive Verhaltensweisen auch, beim gesunden Adoleszenten ein eher unbedenkliches pubertäres Übergangsphänomen darstellt.

6.3 Lesesucht 2.0: Prävalenz von Lesesucht

Der Umstand, dass die Lesesucht als Subform eines medienbasierten Suchtverhaltens bislang nur als Gegenstand literatur- und medienwissenschaftlicher Forschung behandelt wurde, legt die Fragestellung nahe, ob sich eine Lesesucht heute mit den aktuellen Fragebogeninstrumenten zur *Medien-/Internetsucht* messen lässt. Dieser Überlegung folgend wurde im Rahmen dieser Arbeit eine Ministudie zur Prävalenz von Lesesucht durchgeführt. Ziel der Studie war, Merkmale von Lesesucht mithilfe eines diagnostischen Fragebogeninstrumentes zu erfassen und eine Prävalenzschätzung für Lesesucht vorzunehmen. Auf der Basis des PINTA- und PINTA-DIARI-Fragebogens *Compulsive Internet Use Scale* (Meerkerk et al., 2009) wurde ein Fragebogeninstrument zur Identifizierung abhängiger oder suchtartiger Nutzung eines analogen Mediums, i.e. Lesen entwickelt. Die Ergebnisse sollen kritisch auf den aktuellen suchtwissenschaftlichen Diskurs zur Medienabhängigkeit bezogen werden.

6.3.1 Erhebungsinstrument

Im Zentrum der Prävalenzschätzung stand die *Compulsive Reading Scale* (CRS; Vgl. Anhang B) anhand derer Merkmale zur Lesesucht erfasst werden sollten. Der Fragebogen wurde auf der Grundlage der *Compulsive Internet Use Scale* (CIUS; Meerkerk et al. 2009) entwickelt.¹² Die insgesamt 14 Items wurden hieraus übernommen, adaptiert und können gemäß der Vorgabe der Autoren Meerkerk et al. auf fünf Kategorien (dimensions) bezogen werden.

¹² Meerkerk et al. entwickelten die CIUS auf der Grundlage der DSM IV-Kriterien zum pathologischen Glücksspiel. Vgl.: Meerkerk et al.(2009): The Compulsive Internet Use Scale (CIUS): Some Psychometric Properties. In: *Cyberpsychology & Behavior*, 12(1),S. 2 f.

Tabelle 1: Kategorien des CIUS nach Meerkerk et al.

	Dimensions by Meerkerk et al.	Kategorien	Items
1.	Loss of Control	Kontrollverlust; Zeitliche Ausdehnung	1, 2, 5, 9
2.	Preoccupation (mental and behavioral)	Gedankliche und physische Beschäftigung	4, 6, 7
3.	Withdrawal Symptoms	Entzugerscheinungen	14
4.	Conflict Inter- and intrapersonal	Erfolgreiche Versuche zur Begrenzung des Gebrauchs; Soziale oder berufliche Probleme, Vernachlässigung von Alltagsverpflichtungen	3, 8, 10, 11
5.	Coping or mood-modification	Bewältigung unangenehmer/ dysphorischer Gefühlszustände	12, 13

Jedes Item kann auf einer fünfstufigen Antwortskala [*nie (0), selten(1), manchmal(2), häufig(3), sehr häufig(4)*] bewertet werden, so dass die Teilnehmenden einen Risikowert zwischen 0 und 56 Punkten erreichen können. CIUS und CRS zeigen durchweg eine einfaktorielle Struktur. Die 14 Fragen wurden für die vorliegende Untersuchung auf das Medium Literatur bzw. das Lesen transkribiert; die Reihenfolge der Fragen wurde beibehalten, so dass die Items wie folgt abgefragt wurden:

1. Wie häufig finden Sie es schwierig, mit dem Lesen aufzuhören, wenn Sie einmal angefangen haben?
2. Wie häufig setzen Sie das Lesen fort, obwohl Sie eigentlich aufhören wollten?
3. Wie häufig sagen Ihnen andere Menschen, z.B. Ihr Partner, Kinder, Eltern oder Freunde, dass Sie weniger lesen sollten?

4. Wie häufig bevorzugen Sie das Lesen, statt Zeit mit anderen zu verbringen, z.B. mit Ihrem Partner, Kindern, Eltern, Freunden?
5. Wie häufig schlafen Sie zu wenig wegen des Lesens?
6. Wie häufig denken Sie an ihre Lektüre, auch wenn Sie gerade nicht lesen?
7. Wie oft freuen Sie sich bereits auf Ihre nächste Lesesitzung?
8. Wie häufig denken Sie darüber nach, dass Sie weniger Zeit mit dem Lesen verbringen sollten?
9. Wie häufig haben Sie erfolglos versucht, weniger Zeit mit dem Lesen zu verbringen?
10. Wie häufig erledigen Sie Ihre Aufgaben zu Hause hastig, damit Sie früher lesen können?
11. Wie häufig vernachlässigen Sie Ihre Alltagsverpflichtungen (Arbeit, Schule, Familienleben), weil Sie lieber lesen möchten?
12. Wie häufig, lesen Sie etwas, wenn Sie sich niedergeschlagen fühlen?
13. Wie häufig, lesen Sie etwas, um Ihren Sorgen zu entkommen oder um sich von einer negativen Stimmung zu entlasten?
14. Wie häufig fühlen Sie Sie sich unruhig, frustriert oder gereizt, wenn Sie nichts zu lesen haben?

In dem Fragebogeninstrument (Anhang B) wurden zusätzlich soziodemografische Daten erhoben, wie Geschlecht, Alter und höchster Schulabschluss, sowie die jeweils bevorzugten Literaturgenres (Belletristik, Sachbücher, Tages- und Wochenzeitungen, Zeitschriften und Magazine, Comics/ Graphic Novels); bei der Frage nach Genres waren Mehrfachnennungen möglich. Zuletzt wurden die Personen danach befragt, ob und welche Hilfsmittel sie für die Lektüre nutzen: PC, Reader, Tablet, Smartphone oder keine, um etwaige Schnittmengen exzessiver Nutzung elektronischer- und analoger Medien zu erheben. Auch hier waren Mehrfachnennungen möglich.

6.3.2 Durchführung der Studie

Für die Studie wurde eine Stichprobe von regelmäßig lesenden Personen angesteuert. Hierzu wurden Besucher einer Stadtbücherei in einer mitteldeutschen Kleinstadt mit dem Fragebogen CRS (Compulsive Reading Scale) zu ihrem Leseverhalten befragt. Um ein möglichst breites Besucherspektrum abzudecken, wurde in Absprache mit der Bibliotheksleitung der erste Samstag nach der Sommerpause gewählt. Die Altersspanne der teilnehmenden Personen betrug 12-90 Jahre, wobei unter 14-Jährige Teilnehmende nur mit Zustimmung der anwesenden Eltern befragt wurden.

Über einen Zeitraum von 2,5 Stunden wurden alle Besucher der genannten Altersspanne beim Betreten der Bücherei von vier Interviewern angesprochen. Die Interviews wurden zunächst als Erhebung zum Leseverhalten annonciert. Die Teilnehmenden wurden darauf hingewiesen, dass die Teilnahme freiwillig ist und die Befragung anonym verläuft. Nach Durchführung der Interviews wurde den Befragten der Kontext der angestrebten Prävalenzschätzung zur Lesesucht erläutert.

Die folgenden Auswertungen basieren auf einer Auswertung von n=50 Interviews. Insgesamt wurden 51 Interviews durchgeführt. Ein Interview wurde aufgrund des Alters unter 14 Jahren nicht berücksichtigt. Die Auswertung der Daten erfolgte unter Verwendung einer SPSS Analyse-Software.

6.3.3 Ergebnisse

Die vorliegenden Auswertungen orientieren sich am Kompaktbericht zur PINTA DIARI-Studie (Bischof et al., 2013), deren Autoren unterschiedliche cut-offs bei der Auswertung empfehlen. Unterschieden wird ein cut-off von 24 für den Zweck der Fallidentifikation und ein cut-off von 30 zur Prävalenzschätzung; der höhere cut-off soll eine mit der geringen Spezifität einhergehende Überschätzung der Prävalenzraten antizipieren (Bischof et al., 2013, S.5).

6. Lesesucht

Tabelle 2: Übersicht Arithmetisches Mittel (M) der Items CRS

Item	M	Item	M
1	2,33	9	0,47
2	2,33	10	1,00
3	0,51	11	0,73
4	1,41	12	1,94
5	1,20	13	1,86
6	1,84	14	1,37
7	2,45	Summe	20,02
8	0,57	Summe/14	1,43

In der vorliegenden Untersuchung erreichten die Befragten insgesamt einen arithmetischen Mittelwert von 20 Punkten (siehe Tabelle 3).¹³ Dabei betrug die geringste Punktzahl 8 und die maximal gemessene Punktzahl 40 Punkte. Insgesamt wurde aufgrund des Fragebogens eine Prävalenz der Lesesucht von 6,0% gemessen. Die Fallidentifikationsrate liegt insgesamt bei 36,0%.

Tabelle 3: Fallfindung und Prävalenzschätzung der Lesesucht nach CRS

Altersgruppe	N=	Arithmetisches Mittel Punkte	Cut-off 1 Fallfindung (24 P) in %	Cut-off 2 Prävalenzschätzung (30P) in %
12-90	50	20,00	36,00	6,00
12-17	7	26,00	57,14	14,29
18-23	5	25,60	60,00	20,00
24-40	7	19,86	28,57	0,00
41-50	11	18,54	27,27	9,09
51-60	11	18,00	27,27	0,00
61 und älter	9	18,77	33,33	0,00

Die Unterscheidung nach Altersgruppen zeigt, dass die Gruppe der 12-17-Jährigen im arithmetischen Mittel die höchste Punktzahl erreicht. Die Gruppe der 18-23-Jährigen erreicht bei beiden Schwellenwerten die höchsten

¹³ Der Mittelwert der vorliegenden Studie nähert sich dabei demjenigen Mittelwert aus der CIUS-Befragung im Rahmen der PINTA- und PINTA- DIARI-Studie. Hier bildeten die Personen mit einer Mindestpunktzahl von 21 diejenige selektierte Gruppe, die für die Folgestudie PINTA-DIARI nachbefragt wurden (Bischof et al.).

Ergebnisse. Die Prävalenzrate liegt hier mit 20% deutlich über dem Durchschnitt.

Wie die Items, wurden die von Meerkerk et al. entwickelten Kategorien als Bezugspunkte für die Auswertung des Fragebogens herangezogen. Wie die in Tabelle 2 dargestellten Mittelwerte zeigen, stimmten die Probanden der Studie den Aussagen zu *inter- und intrapersonellen Konflikten / conflicts* (Items 3, 8, 10, 11) und zu *Entzugserscheinungen / withdrawal symptoms* (Item 14) vergleichsweise selten zu. Auffälligkeiten im Antwortverhalten zeigen sich hinsichtlich der CIUS-Kategorien *Kontrollverlust / loss of control*, *Gedankliche Beschäftigung / preoccupation*, und *Bewältigung dysphorischer Gemütszustände / coping, mood-modification*.

In der Kategorie *Kontrollverlust* zeigt sich mit einem arithmetischen Mittelwert von 2,38 Punkten eine im Vergleich zu anderen Items relativ hohe Zustimmungsrate. Wie Tabelle 4 zeigt, antworteten 48% der Probanden, sie fänden es *häufig* (17) oder *sehr häufig* (7) schwierig mit dem Lesen aufzuhören, wenn sie einmal angefangen haben. Dieses Ergebnis wird durch den Befund aus Frage 2 gestützt; hier gaben 50% der Befragten an, *häufig* (17) und *sehr häufig* (8) das Lesen fortzusetzen, obwohl sie eigentlich aufhören wollten. Die Zustimmung zu den übrigen zur Kategorie *Kontrollverlust* gehörenden Items 5 (schlafen Sie zu wenig) und 9 (erfolglose Versuche mit dem Lesen aufzuhören) fällt dagegen deutlich geringer aus; hier zeigten sich hinsichtlich einer Prävalenzschätzung keine bedeutsamen Ergebnisse.

Tabelle 4: Kategorie 1 Kontrollverlust/ loss of control (Anzahl der Antworten je Wert)

Wert	Item 1		Item 2		Item 5		Item 9		Σ	
		%		%		%		%		%
nie	2	4,00%	3	6,00%	15	30,00%	34	68,00%	54	27,00%
selten	8	16,00%	8	16,00%	14	28,00%	9	18,00%	39	19,50%
manchmal	16	32,00%	14	28,00%	17	34,00%	6	12,00%	53	26,50%
häufig	17	34,00%	17	34,00%	3	6,00%	1	2,00%	38	19,00%
sehr häufig	7	14,00%	8	16,00%	1	2,00%	0	0,00%	16	8,00%

Im Weiteren geht es um die Kategorie *gedankliche und physische Beschäftigung / preoccupation*. Die Teilnehmenden der Studie zeigten die höchste Zustimmungsrate bei Frage 7 mit einem arithmetischen Mittel bei 2,5 Punkten. Hier antworteten 60% der Personen sich *häufig* (27) oder *sehr häufig* (3) auf ihre nächste Lesesitzung zu freuen (Vgl. Tab. 5). Demgegenüber antworteten in der korrespondierenden Frage 6 lediglich 30% der Befragten, sich *häufig* (14) und *sehr häufig* (1) gedanklich mit ihrer Lektüre zu beschäftigen, auch wenn sie gerade nicht läsen.

Tabelle 5: Kategorie 2- Gedankliche und physische Beschäftigung/ preoccupation (Anzahl der Antworten je Wert)

Wert	Item 4	%	Item 6	%	Item 7	%	Gesamt	%
nie	7	14,00%	5	10,00%	2	4,00%	14	9,33%
selten	20	40,00%	12	24,00%	4	8,00%	36	24,00%
manchmal	18	36,00%	18	36,00%	14	28,00%	50	33,33%
häufig	4	8,00%	14	28,00%	27	54,00%	45	30,00%
sehr häufig	1	2,00%	1	2,00%	3	6,00%	5	3,33%

Innerhalb der Kategorie *Entlastung/ Bewältigung unangenehmer Gefühle* (coping / mood-modification) ist hervorzuheben, dass Frage 12 mit einem Mittelwert von 1,98 ebenfalls eine hohe Zustimmungsrate aufweist. 34% der Befragten gaben an *häufig* (12) oder *sehr häufig* (5) zu lesen, wenn sie sich niedergeschlagen fühlen (Vgl. Tab.6). Weiter zeigt Frage 13 mit 1,9 Punkten im Mittel ein ähnliches Ergebnis. Hier gaben an 32% der Befragten an, *häufig* (14) oder *sehr häufig* (2) zu lesen, um ihren Sorgen zu entkommen und sich von einer negativen Stimmung zu entlasten.

Tabelle 6: Kategorie 5- Bewältigung unangenehmer Gefühlszustände/ Coping or mood-modification (Anzahl der Antworten je Wert)

Wert	Item 12	%	Item 13	%	Gesamt	%
nie	6	12,00%	6	12,00%	12	12,00%
selten	11	22,00%	11	22,00%	22	22,00%
manchmal	16	32,00%	17	34,00%	33	33,00%
häufig	12	24,00%	14	28,00%	26	26,00%
sehr häufig	5	10,00%	2	4,00%	7	7,00%

6.3.4 Schlussfolgerungen

Es liegen hiermit - meines Wissens erstmalig - empirische Daten zur Erfassung einer Medienabhängigkeit, die sich auf die Nutzung von Druckmedien, i.e. das Lesen bezieht, vor. Bei der Interpretation dieser Daten ist allerdings der nicht-repräsentative Charakter der Studie aufgrund der kleinen Stichprobenziehung zu berücksichtigen.

Durch die Anwendung des Fragebogens CRS wird deutlich, dass sich eine Lesesucht anhand der Items messen - und auch in einer zufälligen kleinen Stichprobe feststellen lässt. Wie in Bezug auf die *Medien-/Internetabhängigkeit* vermag ein Kurztest allerdings nicht das „Verhältnis von Sensitivität, Spezifität und wahrer Prävalenz“ abzubilden und läuft auf Grund dessen Gefahr Prävalenzen massiv zu unter- oder überschätzen (Bischof et al. 2013, S.5).

Gleichwohl lässt die Untersuchung das Fazit zu, dass mit den Fragen 1 und 2 (längere Leseaktivitäten, als ursprünglich geplant), mit der Frage 7 (gedankliche Beschäftigung mit zukünftigen Lesesitzungen) nach den Kriterien von Young (1996 & Beard, 2001 – vgl. Anhang C) bereits zwei von 5 zentralen Diagnosekriterien für Pathologische Medien- bzw. Internetnutzung erfüllt sind (Batthyány & Pritz 2009; te Wildt, 2009). Mit dem Befund aus den CRS-Antworten zu Frage 12 und 13, die auf das Lesen zur Bewältigung dysphorischer Stimmungen zielen, erreicht das Mediennutzungsverhalten allerdings eine *pathologische Dimension* (te Wildt, 2009, S.261). Bemerkenswert erscheint hierbei, dass 27 Personen angaben, die Lektüre hierfür zu nutzen.

Die Befundung dieser Ergebnisse entfaltet dabei zwei Bewegungsrichtungen. In Bezug auf die kultur- und literaturwissenschaftliche Bewertung der Lesesucht und der Lesesuchdebatte im ausgehenden 18. Jahrhundert stützt dieser Befund die Ergebnisse und Interpretationen qualitativer Untersuchungen zur Fallgeschichte des lesesüchtigen *Anton Reiser* (Frey, 2013; Martens, 1996; Moritz 1785-1790; Müller, 1987; Pfothner, 1986; Renner 2002; Viehoff 1993). Dies insofern, als die Faktizität von Lesesucht anhand von wissenschaftlichen Konzepten zur suchartigen Mediennutzung nun empirisch

bestätigt werden konnte. Hinsichtlich der aktuellen Debatte um Medien-/Internetabhängigkeit versieht der Befund aus der Lesesuchtstudie die in den aktuellen Studien angewandten Methoden und die aus deren Anwendung gezogenen Schlüsse mit einem Fragezeichen. Dies betrifft vor allem die Unspezifität der Messinstrumente, die offenbar die unterschiedlichen Erlebnis- und Immersionspotenziale der verschiedenen Medien und Mediennutzungsarten nicht ausreichend differenziert. Die Ergebnisse machen offensichtlich, dass deren unterschiedliche Bewertung nicht trennscharf zwischen gesellschaftlicher und suchtwissenschaftlicher Befundung unterscheidet.

7. Der Fall Anton Reiser: Patient, Protagonist und Prototyp

Als weitere aufschlussreiche Quelle erweist sich der Roman *Anton Reiser*, der vor dem Hintergrund der Leserevolution und Lesesuchtdebatte im ausgehenden 18. Jahrhundert vom *Erfahrungsseelenkundler* Karl Philipp Moritz zwischen 1785 und 1790 als vierteilige Fallgeschichte publiziert wurde. Unter dem Begriff *Erfahrungsseelenkunde* wird eine der modernen, empirischen Psychologie vorausliegende Wissenschaftsrichtung der Aufklärung gefasst, deren Gegenstand und Instrument die (Selbst-) Beobachtung und Beschreibung alltäglicher Handlungen und Empfindungen darstellt. An der dialogischen Aufarbeitung der Befindlichkeiten empirischer Individuen in dem von Moritz herausgegebenen *Magazin für Erfahrungsseelenkunde* waren sowohl Gelehrte wie Nichtakademiker beteiligt (Müller, 1987). Die Erfahrungsseelenkunde kann als erste empirische Begründung der modernen Psychologie verstanden werden (Krause, 2013).

7.1 *Anton Reiser* im Kontext der literarischen Anthropologie

Der bereits im Original enthaltene Untertitel *psychologischer Roman* deutet darauf hin, dass sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Literatur und

Anthropologie zu einer sogenannten *Literarischen Anthropologie* ausformten.¹⁴ Das Interesse am *ganzen Menschen als leib-seelischer Zusammenhang* zielte dabei auf

„das Unscheinbare am Menschen, seine niederen Seelenvermögen, seine körperliche Konstitution und ihre seelischen Konsequenzen, [...] seine kleinen, intim erfahrenen Lebensinhalte.“ (Pfothenhauer, 1986, S.1)

Das Interesse am subjektiven Erleben äußerte sich in einer „soziologischen Umwandlung der Leseerwartung“ (Voßkamp, 1973, S.142), die den Roman grundlegend veränderte. Stand der Roman noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgrund seiner Formenvielfalt und dem Fehlen normativer Regeln unter dem Generalverdacht ästhetischer Minderwertigkeit, entstand er vor dem Hintergrund poetologischer Diskussionen im 18. Jahrhundert neu. Als bürgerlicher Roman stellte er mit der Abkehr von „öffentlich repräsentativen Begebenheiten und politischer Gesellschaftsmoral“ und der Hinwendung zur Thematisierung privater Begebenheiten und der dieser Privatheit entspringenden bürgerlichen Tugendpostulate ein Identifikationsangebot mit der gesellschaftlichen Lebenswirklichkeit der neuen Leser bereit (Voßkamp, 1973, S.142). Hieran wird deutlich, wie stark diese medialen Wandlungsprozesse in individuelles und gesellschaftliches Erleben und Verhalten eingriffen. Der bürgerliche Roman etablierte sich in Deutschland zunächst als aufklärerische Zweckform, die neben dem Vergnügen der Belehrung und Erbauung diente; emanzipierte sich aber sukzessive vom Paradigma des *prodesse et delectare*, so dass neben der Moralität auch Emotionalität zu dessen auffallendsten Merkmalen gehörte (Voßkamp, 1973, S.196). Das Romangeschehen wendete sich in zunehmendem Maße der Darstellung innerer personaler Bewusstseinsprozesse zu (Ter Nedden, 2004, S.106 ff.). Gerade die Autobiographie erwies sich dabei entsprechend als diejenige Gattung, die dem

¹⁴ Der Begriff wurde erstmalig 1977 von F. Poyatos vorgeschlagen. Nach seinem (positivistischen) Verständnis stellt die literarische Anthropologie ein interdisziplinäres Forschungsfeld dar, das literarische Quellen als Archiv anthropologisch relevanter Daten nutzt. Statt einer Nutzung der Quellen als Archiv objektiver Fakten konnte sich demgegenüber ein Ansatz als forschungsleitend durchsetzen, der das *Verfahren* der Literatur als Gegenstand anthropologischer Fragestellungen definiert. Während Wolfgang Iser's Forschungen der Frage nach der Wechselwirkung von Fiktion und menschlichem Erleben folgt, untersucht Helmut Pfothenhauer die konkrete Rolle der Literatur bei der Ausbildung eines anthropologischen Interesses. Vgl.: Ansgar Nünning (2008): *Literarische Anthropologie*. In: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze-Personen-Grundbegriffe. 4. Aufl. Weimar: J.B. Metzler. S.427 ff

enorm wachsenden Interesse an anthropologischen Fragestellungen als Medium diente, indem sie entlang der Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit ein subjektives Interesse an der Beschaffenheit und Verfasstheit der Seele artikulierte (Pfothner, 1986, S.2).

Dieses Selbstverständnis der literarischen Anthropologie findet sich in Moritz autobiographischem Roman mit einer Deutlichkeit artikuliert, wie in nur wenigen anderen Werken seiner Zeit. Moritz ästhetisiert seine Kindheits- und Jugenderinnerungen und erhebt sie in Gestalt der *kranken Seele* (Müller, 1987) zum Gegenstand allgemeinen anthropologischen Interesses. Dabei steht der Aspekt der Selbsterkenntnis und Selbstvergewisserung im Prozess des schreibenden Erinnerns auch kleinster und vermeintlich nebensächlicher Begebenheiten, so wie die Beschreibung der *niederen Seelenvermögen*, im Zentrum eines Erkenntnisprozesses, den Moritz als erfahrungsseelenkundiger Erzähler immer wieder kommentierend herausstellt.

Der Aspekt der Selbstbeobachtung verweist dabei auf die Nähe des Autors zum Pietismus, einer dem Protestantismus entspringenden Frömmigkeitsbewegung, in der die Selbstbeobachtung des Seelenzustandes als Mittel zur Glaubensvergewisserung auf dem Weg zur Wiedergeburt dient (Müller, 1987). Trotz dieser methodischen Anleihen an den Pietismus, der in Moritz Elternhaus in der radikalisierten Form des Quietismus durch selbstverleugnende Rituale zur *Ertötung aller Eigenheit* praktiziert wurde (Schrimpf, 1980, S.11), stellt dieser für Moritz kein religiöses Identifikationsangebot mehr dar, sondern wird durch eine kritisch-psychologische Reflexion als einer der Faktoren enttarnt, die ihn in seiner Jugend schädigten (Martens, 1995, S.102).

7.2 Präsentation der Lesesucht in Text und Paratext

Moritz erzählt den Lebensgang seines Protagonisten bis auf wenige Rückblenden überwiegend chronologisch von dessen achten bis zum neunzehnten Lebensjahr. Im ersten Romanteil werden die Lebensumstände und das Werden seiner Suchtdisposition bzw. seiner Identitätsstörung exploriert. Die familiäre Situation ist gekennzeichnet von den Konflikten der

Eltern, zwischen denen Anton sich hin und hergerissen fühlt. Den Vater fürchtet er, die Mutter liebt er, durch die Geburt seiner Geschwister fühlt er sich zunehmend vernachlässigt; der frühe Tod seiner Schwester findet entsprechend nur beiläufig Erwähnung (AR, 38). Freude und Frustration wechseln sich in rascher Folge ab. Seine phantasiereiche Natur wird im Rückblick eher positiv gezeichnet, da sie ihm ermöglicht, in Konfliktsituationen in Phantasiewelten zu flüchten. Dennoch bindet Moritz in die Beschreibungen auch aufklärerische Vernunftanweisungen ein, die alternative Handlungsoptionen für Anton selbst und sein personales Umfeld beinhalten.

Insgesamt scheint im ersten Romanteil in der Bewertung des *Lesehungers* eine positive Tendenz durch, da er Anton zur schulischen Weiterentwicklung antreibt und die Phantasiespiele ihn für die subjektiv stark empfundenen Demütigungen entschädigen. Die Kritik an Antons Leserverhalten und den Phantasiespielen bezieht sich in diesem Teil hauptsächlich auf das mangelnde Vermögen, zwischen der durch die Lektüre inspirierten Phantasiewelt und der Wirklichkeit zu unterscheiden. Der *moralische Arzt* Karl Philipp Moritz verweist zwar auch auf die in Hypochondrie mündenden Leiden der Einbildungskraft (AR, 88/89), resümiert aber rückblickend im zweiten Romanteil:

"So bestanden von seiner frühesten Kindheit auf seine eigentlichen Vergnügungen größtenteils in der Einbildungskraft und er wurde dadurch einigermaßen für den Mangel der wirklichen Jugendfreuden, die andre in vollem Maße genießen, schadlos gehalten." (AR, 144)

Der zweite Teil folgt zwar seiner Struktur nach dem Wechselspiel „zwischen Einbildungskraft und Denkkraft“ (Müller, 1987, S.87), die zeitlichen Amplituden zwischen Erfolg und Enttäuschung erscheinen jedoch deutlich kürzer. Mit dem im Verlauf der Geschichte zunehmend erodierenden Selbstwertgefühl Antons mündet die zuvor an konkrete Frustrationserlebnisse gebundene Flucht in Phantasiewelten in einen generalisierten Eskapismus, der sich in der Lesesucht manifestiert. Anton zieht sich „vollends in sich zurück“ (AR, 194) und entfremdet sich sukzessive von seinem konkret-realen Dasein, indem er sein Äußeres vernachlässigt und selbst die Nahrungsaufnahme hinter die Lektüre zurücktreten muss (AR, 196; 205; 218).

„Das Lesen war ihm nun einmal so zum Bedürfnis geworden, wie es den Morgenländern das Opium sein mag, wodurch sie ihre Sinne in eine angenehme Betäubung bringen - Wenn es ihm an einem Buche fehlte, so hätte er seinen Rock gegen den Kittel eines Bettlers vertauscht, um nur eins zu bekommen“ (AR, 195).

Er besorgt sich beim Antiquarius fortwährend Bücher, die er „mit einer Art von Wut“ (AR, 195) liest. Er erscheint „unteilnehmend an allem, was außer ihm vorging“ (AR, 197) und vernachlässigt die für ihn zuvor so wichtige schulische Ausbildung, was schließlich darin gipfelt, dass er seine Schulbücher an den Antiquarius verkauft. Dieser wird im Roman als skrupelloser Nutznießer geschildert, der die Überschuldung Antons nicht nur billigend in Kauf nimmt, sondern davon ungeniert profitiert (AR, 195).

In der Beschreibung der „zwölf schreckliche(n) Wochen seines Lebens“ (AR, 231) verdichten sich im Fortgang der Geschichte die diversen Topoi der Lesesuchtkritik zum Schicksal Anton Reisers.

„Unthätigkeit, Geisteserschaffung oder Geistesüberspannung, [...] die verwöhnte Sinnlichkeit, Empfindeley und Vielwisserey, so wie [...] die unreifen, unverdaulichen oder unverdauten und ungeprüften Ideen, die in den Köpfen unsrer Zeitgenossen rumoren, — und das Geld für geliehene oder gekaufte Bücher“ (Beyer, 1793, S.204).

Antons Leben wird durch seine Lesesucht bestimmt. Er gerät in eine Abwärtsspirale, da seine einzige Strategie mit den nachteiligen Auswirkungen seines Verhaltens umzugehen darin besteht, sich diesen qua Lektüre wieder zu entziehen. Am Tiefpunkt dieser Entwicklung findet er sich in einer völligen sozialen Isolation wieder; emotionale Erfahrungen macht er nur in der Literatur (AR 206) und schließlich im Theater, auf das er seine Sucht verlagert. Die sogenannte *Theatromanie* wirkt sich ähnlich dysfunktional aus wie zuvor die Lesesucht und bestimmt den weiteren Fortgang des Romans. Anton kann zwar zu Beginn des dritten Romanteils selbst den Zusammenhang zwischen der Lese- und Theatersucht und seinem sozialen Abstieg herstellen (AR, 231), aber aus diesen Reflexionen noch keine zuverlässigen Strategien in Bezug auf sein Suchtverhalten generieren, da er, wie der Erzähler kommentiert, den

Zusammenhang mit den in der Kindheit grundgelegten Ursachen seiner Sucht nicht herleiten kann (AR, 232). Entsprechend wechseln sich im dritten Romanteil erfolgreiche Resozialisierungsphasen mit den von Lesesucht und Theatromanie bestimmten Rückfallereignissen ab, bevor der Protagonist am Ende des vierten Teils in eine ungewisse Zukunft entlassen wird.

Anton wird durch die Literatur verführt, gewöhnt sich an deren positiven Effekte und scheint schließlich abhängig davon zu sein. Auch dieser Aspekt wird von Beyer in seiner Lesesuchtkritik beschrieben:

"Die Bedürfnisse des Luxus haben ferner auch das Eigene, daß sie für die verfeinerte oder verwöhnte Sinnlichkeit einen großen Reiz haben, und dem, der sich einmal an sie gewöhnt hat, unentbehrlich zu werden. Der Luxus hat etwas Anlockendes und Anziehendes, wodurch er die Gemüther fesselt, und es ihnen schwer macht, den Genuß eines einmal gewohnten Gegenstandes wieder aufzuopfern." (Beyer. 1796, S.189ff.)

Überfordert mit seinen Lesestoffen erscheint er vor allem dort, wo er sich gedanklich nicht von ihnen lösen kann und die Grenzverläufe zwischen konkret-realer Welt und Fiktion verschwimmen.

7.3 Anton Reiser zwischen Lesesozialisation und Eskapismus

Karl Philipp Moritz entwirft mit dem *Anton Reiser* einen *Antibildungsroman*: An die Stelle eines bildungsgestützten Vervollkommnungsprozesses setzt Moritz die psychologische Durchdringung der Entwicklungsgeschichte eines „von der Wiege an Unterdrückten“ (AR, 15), der „von Kindheit an *zu wenig eigene Existenz gehabt hatte*“ (AR, 401), die vordergründig in ein Scheitern mündet.

Die bereits im Namen ‚Reiser‘ enthaltene Metaphorik des Reisens durch die Bücher – und damit verbunden - durch die Phantasiewelt (Müller, 1987, S.9) weist auf das hin, was den Leser im Roman erwartet: die große Anzahl von Texten, die Anton liest und die ihn prägen, lässt den Roman nahezu wie eine Bibliographie erscheinen. Diese Konvergenz von Lebensgeschichte und Lesergeschichte erweist sich wiederum exemplarisch für die Relevanz der Literatur als „bürgerlicher Kulturträger“ (Chartier, 1999, S.425) des 18.Jahrhunderts schlechthin. Im *Anton Reiser* jedoch übersteigt die Lektüre in

Funktion und Wirkung diesen Sachverhalt noch insofern, als die Lektüre an sich Antons Biographie gleichwohl erst konstituiert: Anton entwickelt durch die Lektüre immer wieder neue Lebensentwürfe und Perspektiven, die seine weitere Biographie prägen. Dies sowohl im Sinne der Bildung, die er durch diese Fertigkeiten erwirbt, als auch durch die Identitätsentwürfe, die er durch das Gelesene entwickelt.

Während Anton sich von seinen Eltern vernachlässigt fühlt und sich seiner ärmlichen Lebensverhältnisse schämt, erlernt er auf Initiative - und begleitet vom Vater - durch das *Buchstabierbuch* und das *Antibuchstabierbuch* im Alter von acht Jahren lesen. Hierdurch macht Anton die Erfahrung gesellschaftlicher Anerkennung, da ihm bspw. die Aufführung seiner Zither-Künste die Möglichkeit öffentlicher Selbstinszenierung bietet (Renner, 2002, S.148). Durch die daran anschließende identifikatorische Lektüre religiöser (pietistisch-quietistischer) Erbauungsliteratur und die auf Frömmigkeit zielenden *Unterweisungen für Kinder* bildet er bereits in jungen Jahren einen Nachahmungsgestus aus, der zunächst durch die temporäre Übernahme fremder Rollen seine Identitätsfindung befördert und schließlich in seine eigene Autorenschaft mündet. Durch die Bücher des Quietisten Fleischbein erlangt Anton nicht nur erstmalig Zugang zu einem „kohärenten Erzählkosmos“ (Renner, 2002, S.153) sondern entwickelt darüber hinaus auch die Idee von der Wechselwirkung von Glück und Enttäuschung, die im Roman ihre Entsprechung in Fiktion und Wirklichkeit haben. Mit dem „unaussprechlichen Vergnügen verbotner Lektüre“ (AR, 35), der Lektüre verbotener, weil belletristischer Texte, die er von seiner Base unter Duldung der Mutter erhält, manifestiert sich die Funktion der Lektüre als Flucht in imaginäre Welten. Das die Einbildungskraft befördernde Lesen hat dort kompensatorischen Charakter, wo Anton durch die rauschhaften Lektüreerlebnisse seinem emotional defizitären Umfeld entfliehen kann. Diese Zustände von Harmonie sind allerdings nur temporär, d.h. für die Dauer der Lektüre angelegt; sie münden immer dort in die *Leiden der Einbildungskraft*, wo Anton jäh in die Realität zurückgeworfen wird und Selbstentwürfe an den realen Lebensbedingungen scheitern und so in immer neue Demütigungen münden. Mit der zunehmenden Entfremdung von der konkret-realen Welt durch die

Vernachlässigung seiner alltäglichen Pflichten, seiner Verwahrlosung und Überschuldung gerät die Funktion der Lektüre in das Spannungsfeld zwischen einem dysfunktionalen Eskapismus und einer lesesozialisierenden Identitätsfindung.

Dennoch kann der Anton Reiser als *optimistisches Modell* (Viehoff, 1993, S.267) des Lesers im 18. Jahrhundert betrachtet werden, da er auch den Reifungsprozess einer erfolgreichen Lesesozialisation beschreibt. Die „innerliterarische Modellierung *richtigen* literarischen Handelns“ (Viehoff, 1993, S.261) als *Leser* findet im Text neben den kommentierenden Eingriffen des Erzählers ihre Entsprechung in den ästhetischen Schriften, wie diejenigen Lessings (AR, 173) oder Moses Mendelsons (AR, 190), die Anton 14-jährig zu lesen beginnt; sie schärfen und bilden seinen ästhetischen Verstand und lassen ihn zu einem reflektierten Leser heranwachsen (Viehoff, 1993, S.267). Dieser Prozess verläuft nicht linear, sondern wird durch den Rückgriff auf das Rauschmittel Lesen immer wieder von lesesuchtbestimmten und den später folgenden Theatersuchtepisoden unterbrochen. In dieser Perspektive erscheint Antons Lesesucht als überwindbares pubertäres Durchgangssyndrom, aus dem letztlich ein gereifter Leser hervorgeht. Die mit seinen jeweiligen Identitätsentwürfen einhergehenden Kompetenzaneignungsprozesse bewirken, dass sich die Lektüre insgesamt förderlich auf seinen weiteren Lebensgang auswirkt, da sie ihm gleichsam Anerkennung und dort soziale Aufstiegsmöglichkeiten sichern, wo er sich letztlich auch über die ausgeprägte Lektürekompetenz für den Schul- und Universitätsbesuch qualifiziert.

7.4 Lesesucht im Kontext moderner Mediensuchtkonzepte

Betrachtet man vor diesem Hintergrund die pathologische Psychodynamik der Lesesucht, wie sie in der Lesesuchtkritik des 18. Jahrhunderts dargestellt - und im Roman *Anton Reiser* aufgegriffen wurde, lassen sich die Bewegungen von der problembeladenen Situation in der konkret-realen Welt zu der entlastenden bis eskapistischen Nutzung der fiktionalen Rückzugsräume anhand des Verhaltenssuchtkonzeptes (Fokussierung, Craving, Kontrollverlust,

Toleranzentwicklung, Entzugssymptome und Unfähigkeit zur Verhaltensänderung trotz negativer Konsequenzen) nachvollziehen (Poppe & Musalek, 2009, S.284).

Zunächst macht Anton im Kleinkindalter die Erfahrung der Entlastungsfunktion seiner Phantasiespiele. So beschreibt Moritz rückblickend vorliterarische Tagtraumepisoden Antons, der bereits im Kleinkindalter Märchen-, Mythen- und Traumfiguren mit realen Personen und Situationen vermischt (AR, 36 f) und als fiktive Rückzugsmöglichkeit aus seinem defizitären sozialen Umfeld zu nutzen vermag. Durch die Leseinitiation wird seine von Natur aus ausgeprägte Phantasie zusätzlich angeregt und bereichert. Diese eskapistischen Verhaltensstrategien persistieren auch im Fortgang der Geschichte, da Anton sich für die harte Arbeit während seiner Berufsausbildung beim Hutmacher am immerwährenden Spiel seiner Einbildungskraft schadlos hält (AR, 58). Seine mangelnden Handlungskompetenzen in "seiner wirklichen Welt" gleicht er durch das Ausleben der „edlen Gesinnungen der Großmut, Entschlossenheit, Uneigennützigkeit und Standhaftigkeit“ (AR, 189) in seinen lektüreinspirierten Gedankenspielen aus. Dies führt dazu, dass dies auch gleichzeitig der Ort seiner sozialen Erfahrungen wird (AR, 206).

Antons gedankliche Fokussierung und das Ausrichten seiner Handlungsintention auf das Lesen wird vor allem im zweiten Romanteil von einem *Craving* begleitet, d.h. der Wunsch zu Lesen erhält oberste Priorität. Im Verlauf dessen kann Anton seinen Lektürekonsum zeitlich nicht mehr kontrollieren, wobei es durchaus vorübergehend zu einer Toleranzentwicklung kommt, die dazu führt, seine Leseaktivitäten quantitativ auszudehnen (AR, 194 ff).

Obwohl die negativen Folgen der exzessiven Lektüre wie soziale Selbstisolierung (AR, 215 f.), schulisches Versagen, Mangelernährung durch Verlust der Freitische, Schlafdefizite, körperliche und wirtschaftliche Verwahrlosung (AR, 205 f.) und ausgeprägte Erschöpfungszustände unmittelbar erfahren wurden, ist er nicht in der Lage, sein Verhalten zuverlässig und dauerhaft aus eigenem Antrieb zu korrigieren. Anton, der den Zusammenhang seiner Verelendung mit seinem Leseverhalten reflektiert (AR,

231 f.), versteigt sich durch die Kritik seines personalen Umfeldes (AR, 241) in Schuldgefühlen und Selbsthass, die seinen Zustand eher verfestigen als lösen. Stattdessen befördern die Lektüre selbst - und der weitere Verlauf seiner Theatersucht - schließlich die Einsicht zu den Wurzeln seiner Störung.

7.5 Lesesucht und Komorbidität

Obwohl er die dysfunktionalen Aspekte exzessiver Lektüre, die im Zentrum der Lesesuchtkritik seiner Zeit stehen, explizit an seinem Fallbeispiel demonstriert, arbeitet Moritz gleichwohl heraus, dass die vermeintlichen Symptome, wie die hypertrophe Einbildungskraft, die Hypochondrie und die Melancholie seines Protagonisten nicht *Resultat* der Lesesucht, sondern als deren Voraussetzung in einem Rückkopplungsmechanismus wirksam werden. Alle drei Erscheinungsbilder entstammen der humoralpathologisch orientierten Krankheitslehre der Aufklärung, deren Kern durch die Ausgewogenheit der Körpersäfte als Gesundheitszustand definiert wird. Die Hypochondrie gehört im Zusammenspiel mit Melancholie zu den meist verbreiteten psychischen Leiden des 18. Jahrhunderts, wobei der schwerblütig-finsteren Melancholie als *Gelehrtenkrankheit* eine gewisse Affinität zur Genialität zugesprochen wird, diese jedoch tendenziell von einem Mangel an Assoziationsvermögen gekennzeichnet ist (Koschorke, 1999, S.405).

Von frühester Kindheit an bestimmt jedoch die Einbildungskraft Anton Reisers als Krankheitsrisiko seinen Werdegang. Dabei steht sie in einem ständigen Kampf mit seiner *Denkkraft*, die immer nur temporär die Leiden der Einbildungskraft überwinden kann (Müller 1987, S. 87).

Während die Selbstbeschreibung als Melancholiker Anton ein - mit der literarischen Melancholie-Tradition seiner Zeit korrespondierendes - Identifikationsangebot bietet, das ihm ermöglicht, seine Leiderfahrungen im Kontext dieser zu ästhetisieren und mit einem gewissen Pathos zu bewältigen, diagnostiziert der Erzähler Anton als (eher profanen) Hypochondristen (Müller, 1987, S.88). Entsprechend werden melancholische Gemütszustände überwiegend an reale Frustrationserlebnisse zurückgebunden (AR, 94) oder können gerade durch die Lektüre behoben werden (AR, 258). An anderer Stelle

werden sie nicht auf die Lektüre selbst zurückgeführt, sondern auf die Abwesenheit eines Mentors, so dass Anton sich bspw. „ohne Führer in den Tiefen der Metaphysik“ versteigt (AR, 247).

Mit der Hypochondrie im Verständnis eines melancholischen Diminutivs, die Moritz demgegenüber diagnostiziert, schneidet er Anton bei der Problembewältigung den „Zugang zur Sphäre des Erhabenen“ (Müller, 1987, S.90) ab. Anton bildet dieses Leiden im Alter von 13 Jahren als Folge des Zusammenwirkens des frühkindlich infiltrierten religiösen Aberglaubens und einer ernsthaften Erkrankung infolge körperlicher und seelischer Überlastung aus (AR, 88 / 89). Unabhängig davon, dass die hier skizzierten Krankheitsbeschreibungen bereits andeuten, dass auch die nosologischen Diskurse des 18. Jahrhunderts eng mit den gesellschaftspolitischen Motivationen der Aufklärer verknüpft sind, zeigen die innertextuellen Anmerkungen Moritz' eine deutliche Differenzierung zwischen den grundgelegten Störungsbildern und deren Ineinanderwirken.

Wie er in seinen Empfehlungen an Lehrer und Erzieher darlegt, ist die Lesesucht nicht nur Krankheit, sondern gleichzeitig *Symptom* und Resultat einer Identitätsstörung, die ihren Ursprung in den individuellen Lebensumständen des Protagonisten hat. Diese sind stark geprägt durch das defizitäre soziale Umfeld Antons, in welchem Anton nur schwer emotional stabile Bindungen eingehen kann und auf feste soziale Bezugspunkte, wie bspw. die Selbstverständlichkeit eines kontinuierlichen Schulbesuchs, verzichten muss.

Entsprechend führt Karl Philipp Moritz den Beweis, dass nicht das *Rauschmittel Literatur* das Problem ist, sondern die mangelnden Möglichkeiten zuverlässiger Einbindung in familiäre, institutionelle und andere soziale Beziehungen, welche die temporäre Versunkenheit im (Phantasie-)Spiel in einen zunehmenden Zustand der Immersion münden lassen. Da Anton gerade aus der von Sanktionen und Ächtung geprägten realen Erlebniswelt flieht, demonstriert Moritz, dass diese Mittel zur Bekämpfung der Lesesucht ungeeignet sind. Stattdessen schlägt Moritz vor, durch frühzeitige Intervention und Prävention die Entstehung der tieferliegenden komorbiden Störungen zu antizipieren.

Damit setzt er mit seiner psychologischen Exploration einer Krankengeschichte der moralisierenden Kritik seiner Zeitgenossen die ausführliche Pathogenese einer Verhaltenssucht entgegen, die allerdings noch zweihundert Jahre lang auf ihre wissenschaftliche Untermauerung durch biopsychosoziale Erklärungsmodelle (Bühringer, 2011, S.706) verzichten muss.

8. Resümé: Sucht hat immer zwei Geschichten

Scheitert man bei dem Versuch, eine Nuss in einer Hand zu knacken, empfiehlt es sich eine zweite hinzuzunehmen. Als *zweite Nuss* figuriert in der vorliegenden vergleichenden Untersuchung die historische Form medienbasierten Suchtverhaltens, nämlich die Lesesucht. An den Rändern des Diskurses um extensive oder exzessive Medien-/Internetnutzung schimmert hinter der Erwähnung des Lesesuchtopos des 18. Jahrhunderts der Tenor einer Relativierung oder Nivellierung des historischen Störungsbildes hindurch. Wenn Vergleiche zwischen Lesesucht und aktuellem medienbasiertem Suchtverhalten oftmals auch polemisierend gezogen werden, verweisen sie zunächst zu Recht darauf, dass die Angst vor dem Missbrauch der jeweils historisch neuen Medien, - oder der Abhängigkeit von diesen - so alt ist, wie die Medien selbst. Meist dient der dem Lesesuchtsuchtopos eingeschriebene Diminutiv allerdings einer Kabalisierung der historisch harmlos anmutenden Mediennutzung der Vergangenheit gegen die bedrohlich überzeichnete Mediennutzung der Gegenwart (Rogge, 2009, S.234).

Wo das Phänomen der *Lesesucht* bis ins 21. Jahrhundert als blinder Fleck auf der literaturhistorischen wie der suchtwissenschaftlichen Landkarte überdauert, erweist sich die *Fallgeschichte Anton Reiser* als aufschlussreiche Quelle, die abseits der ausgetretenen Pfade der literaturwissenschaftlichen Debatte um die Bewertung der Lesesucht die historische Faktizität der Lesesucht wieder sichtbar werden lässt.

Karl Philipp Moritz beschreibt die Lebenswelt des lesesüchtigen *Anton*, seine spezifischen Deutungsmuster, die Entstehungsbedingungen und den Entwicklungsverlauf seiner Störung, die heute in den diagnostischen Kriterien

einer medienbasierten Suchtstörung ihre Entsprechung finden würde. Dabei bezieht sich Moritz auch auf die entwicklungspsychopathologischen Ursachen und differenziert bereits zweihundert Jahre, bevor unter dem Leitsatz „Sucht hat immer eine Geschichte“ in Deutschland Suchtpräventionsarbeit betrieben wurde, zwischen den eigentlichen Symptomen und dysfunktionalen Auswirkungen der Lesesucht einerseits - und den prädisponierenden persönlichen und sozialen Faktoren, die die Entstehung der Störung begünstigten andererseits.

Die Erkenntnis, dass bei der Entstehung von Suchtstörungen verschiedenste soziale und psychische Faktoren miteinander verquickt sind, entspringt somit offenbar nicht der Suchtforschung des 20. Jahrhunderts, sondern wurde bereits *vorpsychologisch*, mitsamt den entsprechenden Präventionsstrategien vom Erfahrungsseelenkundler Karl Phillip Moritz dezidiert beschrieben.

Mit seiner Fallstudie nimmt er jene qualitative Wende in der Suchtforschung vorweg, die aktuell von deren Akteuren gefordert wird, da die aktuell auf Epidemiologie fixierte Forschung die komplexen Dynamiken der den Suchtstörungen zugrunde liegenden Entwicklungsverläufe auszublenden oder zu vernachlässigen droht (Kemmesies, 2004, S. 20 f.; Petry, 2016).

8.1 **Literatur- und kulturwissenschaftliche Aspekte**

Die Akteure der sozialgeschichtlich-gesellschaftstheoretisch orientierten Leseforschung haben durch ihre durchaus ambitioniert und akribisch betriebene Forschungsarbeit zwar die unhintergehbaren Zusammenhänge zwischen den literarischen Umbrüchen des 18. Jahrhunderts und deren sozialen und gesellschaftlichen Bezugsrahmen dargelegt. Der von Rudolf Schenda in die Debatte getragene - und von Kiesel und Münch bestätigte - Abschlussbefund einer *ideologischen Fälschung* verdankt sich letztlich Indizien, die auf quantitativen Beurteilungskriterien der Lesefähigkeit beruhen. Die Fokussierung auf den soziokulturellen Kontext der Lesesuchtdebatte birgt dabei die Gefahr, diesen Konsens selbst in die Nähe des Verdachts einer ideologischen Fälschung zu rücken, da eine an aktuellen Bildungsparadigmen orientierte

Perspektivierung die Einsicht versperrt, dass das Phänomen Lesesucht seinen politisch instrumentellen Mythos überragt.

Bei der kritischen Beurteilung der Befunde, die überwiegend aus den 1970er Jahren stammen, muss allerdings dem Umstand Rechnung getragen werden, dass der öffentliche wie wissenschaftliche Diskurs um medienbasiertes Suchtverhalten erst seit den 1990er Jahren in Deutschland aufkeimte und erst seit den 2000er Jahren auch außerhalb des sozialmedizinisch-psychiatrischen Kontextes geführt und rezipiert wurde, diesen Forschungsarbeiten also zeitlich deutlich nachgelagert ist. Die aktuelle Debatte um medienbasiertes Suchtverhalten hier für einen empirischen Nachweis der Lesesucht fruchtbar zu machen, erscheint aus kultur- und literaturwissenschaftlicher Sicht so naheliegend wie inspirierend.

8.2 Kultur- und suchtwissenschaftliche Aspekte

In Bezug auf die Ausgangslage der kultur- und suchtwissenschaftlichen Untersuchung, den gesellschafts- und suchtpolitischen, sowie den suchtwissenschaftlichen Diskurs um medienbasiertes Suchtverhalten, betonen die Ergebnisse der Studie *Prävalenz von Lesesucht* ausdrücklich die Einsicht, dass valide und für Prävention und Therapie nutzbare Prävalenzaussagen nicht allein durch Fragebogeninstrumente zu generieren sind (Bischof et al. 2013, S. 5). Das mittels Frage 12 und 13 als pathologisch identifizierte Leseverhalten erscheint im Alltag als durchaus saliente Copingstrategie zur Bewältigung dysphorischer Stimmungen. Zu hinterfragen ist in diesem Zusammenhang, ob eine Übertragung der ursprünglich auf das pathologische Glückspiel bezogenen Items und Kategorien des CIUS und des CRS auf die Nutzung digitaler wie analoger Medien sinnvoll ist. Die unterschiedlichen Attraktivitäts- und Erlebnispotentiale der spezifischen Mediennutzungsarten werden hier nicht oder nicht ausreichend differenziert berücksichtigt. Während bspw. der psychotrope Agens des pathologischen Glückspiels hauptsächlich durch den Geldgewinn repräsentiert wird (te Wildt, 2010, S.336), lassen die vielfältigen Erlebnispotentiale des Online-Gaming kein „eindeutig abhängigmachendes Agens identifizieren“ (te Wildt, 2010, S.337).

Bemerkenswert erscheint auch, dass Zahlen zum Mediennutzungsverhalten außerhalb des suchtwissenschaftlichen Kontextes, wie bspw. in der ARD/ZDF-Onlinestudie gegenüber epidemiologisch ausgerichteten suchtwissenschaftlichen Studien eher blande erscheinen. Wie in Kapitel 2.1 beschrieben, fielen die gemessenen Werte hinsichtlich der Nutzungsarten bezogen auf die dafür verwendete Zeit nicht nennenswert auseinander (Koch & Frees, 2016, S. 5). Eine Ausnahme bildet hier die Gruppe der > 70-Jährigen, die immerhin 30% ihrer Nutzungszeit für das Spielen im Netz aufwenden, was erst bei näherer Betrachtung weniger einem riskanten Online-Spielverhalten geschuldet ist, als vielmehr dem Umstand, dass andere Nutzungsarten, wie bspw. Kommunikation und Mediennutzung im Netz eher gering ausfallen. Auch gehen zuweilen aus Prävalenzstudien regelrecht verstörende Befunde hervor, wo bspw. eine Studie zu psychosozialen Risikoindikatoren des Glücksspielkonsums im Jugendalter als wesentliche Prädiktorvariablen für regelmäßige und riskante Glücksspielnutzung „neben dem Geschlecht und dem Migrationshintergrund eine erhöhte Gewaltakzeptanz und eine *Sportvereinsmitgliedschaft* genannt“ werden (Evers-Wölk & Opielka, S.65). Der letzte Befund stellt solche Präventionsbemühungen, die auf die Schaffung alternativer Erlebnispotenziale zielen, vollkommen auf den Kopf.

Dass zwischen Onlinespielsucht und Onlineglückspiel unbedingt zu differenzieren ist, zeigt letztlich auch das DSM-5, in welchem die Forschungskriterien zur Internet Gambling Disorder im Kapitel *Pathologisches Spielen* behandelt werden (Petersenet al., 2017, S.12), während für die Internet Gaming Disorder in der Sektion drei erste Forschungskriterien formuliert wurden (Falkai & Wittchen, 2014).

Der Deutsche Bundestag beauftragte jüngst das Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag (TAB) mit einer Untersuchung zum Thema „Neue elektronische Medien und Suchtverhalten - Risiken, Bewältigungsstrategien und Präventionsmöglichkeiten“. In ihrem abschließenden Bericht bestätigen Michaela Evers-Wölk & Michael Opielka den Eindruck einer durchaus unbefriedigenden, weil undurchsichtigen

Forschungslage. Sie konstatieren, dass trotz der erheblich gestiegenen Anzahl von wissenschaftlichen Studien zum Themenfeld medienbasiertes Suchtverhalten „wesentliche Forschungslücken“ bestehen, da sie „unterschiedlichen Begriffen, Bewertungskriterien und Operationalisierungen“ folgen. Die Studienergebnisse seien weder im zeitlichen Verlauf noch untereinander vergleichbar (2016, S. 139). Die Autoren empfehlen aufgrund der „gesamtgesellschaftlichen Relevanz und Komplexität der Themen »Medienwirkung« und »Sucht«“ die Implementierung einer interdisziplinären Forschung, die strukturiert und langfristig die bestehenden Forschungsdesiderate klärt.

Die Anwendung des diagnostischen Instrumentariums zur Medien-/Internetsucht auf die Lesesucht in einer vergleichenden Untersuchung der beiden Phänomene kann dabei weder im Verständnis einer validen Diagnose in eine zweihundert Jahre zurückliegende Vergangenheit, noch als (Wieder-) Entdeckung einer krankheitswertigen Störung verstanden werden. Vielmehr stellt sie den Versuch einer differenzierenden Annäherung an das Phänomen medienbasierter Suchtstörungen an sich dar, indem Ätiologie und Pathogenese der Störungsbilder unabhängig von deren gesellschaftlicher Rezeption - und deren pädagogisch-aufklärerischer Instrumentalisierung in beiden Zeitaltern - nachvollzogen werden.

8.3 Medien- /Internetsucht als gesellschaftliche Diagnose

Neben den herausgearbeiteten Übereinstimmungen zwischen den in der Fallstudie Karl Philipp Moritz‘ beschriebenen Symptomen und Prädispositionen und den aktuellen Diagnosekriterien und Parametern medienbasierter Suchtstörungen, sowie deren Anwendung auf das Lesen, markieren v.a. die offenkundigen Analogien in den Mechanismen der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit den jeweils historisch neuen Medien den Funken, der sich aus dieser Untersuchung schlagen lässt:

Lesen, auch die *Vielleserey*, wird heute als Paradigma kultureller Bildung hochgeschätzt. Dysfunktionale Auswirkungen werden bestenfalls im Kontext lesepädagogischer Bildungsrichtlinien erörtert. Auch nach der

Prävalenzschätzung der Lesesucht käme sicherlich nur in ‚Extremfällen‘ jemand auf die Idee einem Leser, der sich von unangenehmen Gefühlszuständen qua Lektüre entlastet, eine Beratung oder Behandlung anzuraten. Auch wären Präventionsangebote, die sich an solche Leser richten, die länger lesen, als ursprünglich beabsichtigt oder sich gedanklich mit ihren Lesestoffen befassen, sicherlich verfehlt. Gleichwohl erfüllen aufgrund des Fragebogens 6,0% der Befragten die Kriterien für eine Diagnosestellung.

An diesem Beispiel wird - wie an der zuvor diskutierten Beurteilung der Lesesucht, und des sich im Kontext der Aufklärung verändernden medizinischen Krankheitsverständnisses - deutlich, dass die makrosoziale Ebene von Sucht und Abhängigkeit darüber hinaus ‚eine zweite Geschichte‘ von Sucht definiert. Krankheitskonzepte sind zuallererst heuristische Instrumente, deren Determinanten sich erst durch den Umgang einer Gesellschaft mit solchen, von der Norm abweichenden Verhaltensweisen und Phänomenen konstituieren. Der gesellschaftliche - und mitunter auch der suchtwissenschaftliche Diskurs unterstellt eine soziokulturelle Invarianz ihrer Suchtkonzepte. Hierdurch negiert sie den Tatbestand, „dass der *allgemeine, theoretische* Begriff der Krankheit [...] wissenschaftstheoretisch fundamental ungeklärt und kontrovers ist“ (Hucklenbroich, 2013, S. 19). Entsprechend müssen die Konzepte und die sich darauf beziehenden Diagnoseinstrumente immer wieder daraufhin überprüft werden, ob sie resistent gegen „oberflächliche Interpretationen und zeitgebundene politische Ideologie“ sind (Evers-Wölk & Opielka, 2016, S.10), um medienbasiertes Suchtverhalten nicht auch in die Nähe des Generalverdachts einer *ideologischen Fälschung* zu rücken.

Auch hier erweist sich der durch den *fernen Spiegel* in das Zeitalter der Aufklärung gelenkte Blick als durchaus inspirierend: Die wohl bedeutsamste Fußnote der deutschen Geistesgeschichte entstammt der Feder des Berliner Pfarrers J.H. Zöllner, der im Dezember 1783 in der Berlinischen Monatsschrift provozierend fragte: „Was ist Aufklärung?“, bevor man aufzuklären begänne, müsse dies geklärt werden (Bahr 1974). Immanuel Kant beantwortete die Frage schließlich mit seinem berühmten Essay, deren Essenz er auf die Formel - *Sapere Aude! Habe Mut Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen* -

brachte. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt wäre hinsichtlich der suchtwissenschaftlichen Fixierung auf epidemiologische Studien mit mehr Mut und pulsierender Neugier zu fragen, was denn medienbasiertes Suchtverhalten *sei*, bevor man beginnt, es zu zählen. Sich seines eigenen Verstandes zu bedienen bedeutet im vorliegenden Sachverhalt auch, neue, transdisziplinär perspektivierte Fragen zu stellen, die auch historische Phänomene und deren historisierende Betrachtung mit einbezieht.

Das Beispiel der Lesesucht verdeutlicht, die den Suchtkonzepten entspringenden Befunde können, wenn sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ändern, offenbar im historischen Rückblick auch korrigiert werden. Diese Einsicht impliziert die Möglichkeit, dass das Konzept medienbasierter Suchtstörungen in historischer Distanz ebenfalls diminutiv bewertet werden könnte, was allerdings weder dessen aktuelle Relevanz als gesellschaftliches Problem, noch dessen empirische Faktizität aufheben würde.

9. Ausblick: Fiktionsbedürftigkeit als neuralgischer Punkt der Mediennutzung

Trotz der durchaus unbefriedigenden Forschungslage (Evers-Wölk & Opilelka, 2016, S. 139) besteht die Evidenz des Diskurses um *Medien-/Internetsucht* letztlich auch darin, dass ein Nachdenken über die doppelt kulturelle Bedingtheit von Sucht angestoßen wird. Auch die gegenwärtige öffentliche Wahrnehmung von Sucht und Abhängigkeit ist geprägt - und wird gesteuert von - einer massenmedialen Berichterstattung, die obsessiv um einen problematischen Kern von Abhängigkeitsstörungen kreist, der vor allem durch Krankheit und Verelendung repräsentiert wird. Dass Rausch als anthropologisch vorgebahntes Grundbedürfnis nach Zerstreuung, Anregung, Genuss und Entspannung in diesen Diskursen meist nicht vorkommt (Kemmesies, 2004, S.14 f.), lässt die Berichterstattung nicht weniger pädagogisch motiviert erscheinen als den überwiegenden Teil der Lesesuchtkritik im 18. Jahrhundert. Diese perspektivischen Verzerrungen resultieren aus dem Umstand, dass die Suchtforschung derzeit noch

überwiegend im klinisch-therapeutischen Bereich angesiedelt ist, die vor allem mit den negativen Folgen von Abhängigkeitsstörungen konfrontiert wird und die Berichterstattung letztlich auch in den Dienst der den politischen Handlungsmotiven entspringenden Präventionsbemühungen gestellt wird (Kemmesies, 2004, S.19 ff.).

Während sich in der traditionellen medizinisch-therapeutisch ausgerichteten Suchtforschung eine Hinwendung zu qualitativen Forschungsmethoden nur langsam vollzieht, weisen die Forschungsarbeiten zu medienbasierten Suchtstörungen bereits eine deutliche Hinwendung zu qualitativen Methoden und kulturwissenschaftlichen Forschungszugängen auf. Mediengeschichte und Medienästhetik bieten als Nachbardisziplinen der Literaturwissenschaft breite Möglichkeiten zur Perspektivenerweiterung, die die kulturell und historisch mitbedingten und mitbedingenden unterschiedlichen Werthaltungen und Lebensweisen als wichtige Einflussfaktoren auf die Entstehungs- und Aufrechterhaltungsmechanismen von Sucht und Abhängigkeit einbeziehen (Springer, 2005, S.9 ff.). Dabei steht die literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektivierung medizinisch-psychiatrischer und psychologischer Sachverhalte tatsächlich in bereits langer Tradition:

Das Bonmot, Psychologie habe „eine lange Vergangenheit, aber eine kurze Geschichte“ (Ebbinghaus 1908, S. 1), verweist zunächst darauf, dass das Nachdenken über Verhalten, Erleben und Bewusstsein des Menschen einerseits bis in die antike Philosophie zurückreicht und dass andererseits die akademische Psychologie erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts begründet wird. Der empirischen Psychologie liegt dabei die sogenannte *Erfahrungsseelenkunde* zeitlich voraus; erst mit dem empirischen Anspruch der Erfahrungsseelenkunde wird die Psychologie im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts als empirische Wissenschaft begründbar (Borgards, Neumeyer, Pethes& Wübben, 2013, S. 131).

Die Klammer, welche Literatur, Medizin und Erfahrungsseelenkunde zusammenhält, ist die Anthropologie. Als Gegenstand und Methode kulturwissenschaftlicher Forschung ermöglicht die Anthropologie abseits der Sphären des Pathologischen die den Mediennutzungsverhalten beider Zeitalter

eingeschriebenen Kontinuitätslinien von Rezeptionsbedingungen und Fiktionsbedürftigkeit in den Fokus zu rücken. Auch hier erweist sich die Lesesuchtkritik wiederum als aufschlussreiche Quelle:

so sind doch schon einige versteckte, fein angebrachte Züge und hingeworfne Gedanken, hinlänglich, die Einbildungskraft des Lesers zu fesseln, die sich dann damit beschäftigt, das unvollendete Bild weiter auszumahlen, und dadurch Begierden in sich zu wecken und zu nähren, die der Sittlichkeit gefährlich sind." (Beyer, 1793, S. 198)

Der hier angesprochene Interaktionsprozess zwischen Autor, Text und Leser korrespondiert mit den Grundannahmen der Rezeptionstheorie Wolfgang Iser aus den 1970er Jahren. Dieser hatte unter Rekurs auf Roman Ingardens phänomenologische Theorie erstmals eine literaturwissenschaftliche Rezeptionstheorie synthetisiert (Nünning & Nünning, 2010, S.71 f.) deren Kern die von Textsignalen gesteuerte Auffüllung von Leerstellen bzw. *Unbestimmtheitsstellen* im Text bildet (Iser, 1976, S.269 ff.) Dieser Akt vollzieht sich durch die Komplettierung der visuellen Vorstellung von nichtbeschriebenen Sachverhalten, die der Leser unter Einwirkung dessen außertextueller mentaler Disposition aktiv leistet.¹⁵

Unter der Voraussetzung, dass aller Literatur fiktive Elemente eingeschrieben sind, hebt Iser die im „stummen Wissen“ verankerte Dichotomie von Fiktion und Wirklichkeit auf und überführt das Modell durch die Ergänzung des ‚Imaginären‘ in ein triadisches Konzept, dessen einzelne Komponenten miteinander interagieren (Iser 1993, S.18 f). Der Begriff des Imaginären beschreibt dabei weniger ein menschliches Vermögen, wie Einbildungskraft oder Phantasie, sondern dient als programmatische Annäherung an die beschreibbaren Wirkungen des Rezeptionsaktes (Iser, 1993, S.20f).

Sofern durch die sich wandelnde Literatur verstärkt fiktionale Elemente in die Vorstellungswelten der Leser des 18. Jahrhundert getragen wurden, verweist

¹⁵ In der Übertragung des Auffüllungsmechanismus auf das kognitivistische Basismodell von Teun van Dijk und Walter Klintsch bedeutet dies, dass der Leser sogenannte mentale Modelle vom fiktionalen Geschehen entwickelt, wobei er nicht nur auf zuvor Gelesenes zurückgreift, sondern auch auf die bestehenden sozialisationsbedingten Wissensbestände, die in diesen mentalen Schemata gespeichert sind. Obwohl dieses *stumme* Wissen nicht objektivierbar ist und eine unendliche Menge möglicher Konkretisierungen hervorbringen kann, da es auch Bewertungen eigener Weltansichten enthält, lassen sich gewisse Prästrukturierungen i.S. prägender dominanter gesellschaftlicher Normen und Werte identifizieren. Ebd. S.64 ff.

die Lesesuchtkritik auf den Umstand, dass die Leserevolution einen „Überdruck des Imaginären“ (Koschorke, 1999, S.403) evozierte.

Auch im aktuellen Diskurs um extensive Medien-/Internetnutzung steht dieser *Überdruck des Imaginären* wieder zur Disposition, was nahelegt, aus dieser Einsicht den Ansatz zu einer „virtuellen Anthropologie“ abzuleiten, die von der Grundannahme ausgeht, dass die Relevanz der Fiktion nicht darin besteht, wahr oder unwahr oder "was wäre wenn"-Konstruktionen zu sein, sondern ein erklärendes Rahmenwerk bereitzustellen, dass in die Lage versetzt, sich vorzustellen, was jenseits von Wissen ist (Iser 2000, S.163). Fiktion ist immer zielgerichtet, wobei dieses Ziel entweder darin besteht, einen unsagbaren Zusammenhang begreiflich zu machen (explanatory fiction) oder für sicher gehaltene Zusammenhänge aufzulösen und neu zu verknüpfen (exploratory fiction) (Iser, 2000, S.172).

Ob im Umgang mit Literatur oder neuen Medien wird die Immersion in eine Fiktion immer dann pathologisch, wenn die Aufrechterhaltung der Differenz zwischen beidem erlischt, denn durch die Eliminierung eines Dritten, d.h. des Bezugs des Individuums zur lebensweltlichen Gemeinschaft verliert die Fiktion ihren erklärenden oder explorativen Charakter und wird zur Illusion (Iser, 2000, S.172). Wie bei der Lektüre auch, besteht in einer virtuellen Interaktion der Mangel in der Abwesenheit eines physischen Interaktionspartners. Die Fiktion ist die Bereitstellung eines virtuellen Interaktionspartners, der zwar „auf der anderen Seite des Bildschirms“ einen physischen Gegenpart hat, durch die medial bedingte Mittelbarkeit der Interaktion den Mangel der physischen Abwesenheit aber nicht eliminiert. Dieser wird durch die gemeinsame Ausgestaltung der virtuellen Welt in einer kohärenten Fiktion lediglich sublimiert. Die fiktionalen Akte des phantasiespielenden Kindes Anton Reiser, die schließlich literatur- und später theatergestützt fortgesetzt werden, dienen in dieser Perspektive der Selbstinszenierung und der Wahrnehmungsveränderung durch die phantasmatische Überwindung seiner lebensweltlichen Zwänge. Anstatt die Computervermittelte Kommunikation gegenüber face-to-face-Kontakten und die Nutzung von Avataren als grundsätzlich defizitär zu bewerten, böte ein akzeptierender Umgang dort weitreichende Möglichkeiten

für Diagnostik und Therapie medienbasierten Suchtverhaltens, wo bspw. die Persönlichkeitsfacetten des Avatars mitdiagnostiziert würden oder Copingstrategien internetgestützt eingeübt werden könnten. Eine Entideologisierung des Diskurses um extensive Mediennutzung führt zu der Einsicht, dass das Bedürfnis nach Fiktion nicht gleichbedeutend mit einem dysfunktionalen Eskapismus, sondern ein menschliches Grundbedürfnis ist.

Über das Internet übermittelte Inhalte können als Fiktion im besten Sinne betrachtet werden. Die pathologische Gefahr besteht nicht durch diese Fiktion selbst, sondern durch die unterbewusste Aufhebung dieser, indem die in gemeinsamer fiktionaler Repräsentation geschaffenen virtuellen Interaktionspartner mit deren physischen Gegenparts gleichgesetzt werden, was durch eine umfassende Mediensozialisation, der Ausbildung und Bereitstellung von Möglichkeiten zuverlässiger sozialer Einbindungen im *Diesseits* - d.h. in die physische Erlebniswelt - und der mit dieser einhergehenden psychischen Gesundheit antizipiert werden kann.

Das offenbar anthropologisch vorgebahnte Fiktionsbedürfnis, das aus dieser Perspektive den Kern der Problematik bildet und sich in der Mediennutzung aller Zeitalter verwirklicht, könnte als Gegenstand einer anthropologischen Propädeutik Lösungspotenziale für zukünftige Mediendebatten und sozialmedizinische Diskurse bereitstellen.

Diese sollten unter der grundlegenden Voraussetzung geführt werden, dass der Literatur, wie den neuen Medien, in den Prozessen des Selbst- und Weltverstehens, nicht nur die Rolle eines vermittelnden Kommunikationsmittels zukommt, sondern zu allererst auch die eines Katalysators für die fiktionsgestützte Ausbildung eigener Identität und individueller Weltsicht.

Literaturverzeichnis

Quellen

Bacon, Francis (1909-1914): Of Vicissitude of Things. Essays, Civil and Moral. The Harvard Classics. Online verfügbar unter <http://www.bartleby.com/3/1/58.html>, (zuletzt geprüft am 16.09.2017).

Beyer, Johann Gottlieb Rudolph (1796): *Ueber das Bucherlesen in so fern es zum Luxus unsrer Zeiten gehört*. In: Acta Academiae Electoralis Moguntinae Scientiarum Utilum Quae Erfurti est. Erfurti. München: Kraus International Publication.

Gellert, Christian Fürchtegott (1751): *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Leipzig.

Moritz, Karl Philipp (1998): *Anton Reiser. Ein psychologischer Roman*. 1. Aufl., [Nachdr.]. Hg. v. Horst Günther. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel-Verl. (Insel-Taschenbuch, 2229).

Walkowski, Niels-Oliver (2009): Magazin zur Erfahrungsseelenkunde - Digitale Edition. Unter Mitarbeit von Christof Wingertszahn, Stefan Goldmann und Sheila Dickson. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Online verfügbar unter <http://telota.bbaw.de/mze/> (zuletzt geprüft am 25.08.2017.)

Zobel, Rudolf (1773): Briefe über die Erziehung der Frauenzimmer. Berlin und Strahlsund. Zitiert nach Dominik von König (1977): Lesesucht und Lesewut. In: Göpfert, Herbert Georg (Hg.) (1977): Buch und Leser. Vorträge d. 1. Jahrestreffens d. Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte d. Buchwesens, 13. u. 14. Mai 1976. Hamburg: Hauswedell. S.91

Internetquellen

Brand, Matthias; Young, Kimberly S.; Laier, Christian (2014): Prefrontal control and internet addiction: a theoretical model and review of neuropsychological and neuroimaging findings. In: *Frontiers in human neuroscience* 8, S. 375. DOI: 10.3389/fnhum.2014.00375. <https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pubmed/24904393> (zuletzt geprüft am 13.09.2017)

Bundesgerichtshof: Pressemitteilung. Urteil des III. Zivilsenats vom 24.01.2013 http://juris.bundesgerichtshof.de/cgibin/rechtsprechung/document.py?Gericht=bgh&Art=pm&pm_nummer=0014/13 (zuletzt geprüft am 04.10.2017)

Fischer, Ernst (2007): "Immer schon die vollständigste Preßfreiheit?" Beobachtungen zum Verhältnis von Zensur und Buchhandel im 18. Jahrhundert. http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/epoche/fischer_zensur.pdf. (zuletzt geprüft am 04.10.2017)

Gaschke, Susanne (2008): Internet: Die digitale Erlösungslehre. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/2008/48/Cyberspace>, zuletzt aktualisiert am 20.11.2008, zuletzt geprüft am 18.09.2017)

Koch, Wolfgang, Frees, Beate (2016): ARD/ZDF-Onlinestudie 2016. Startseite. Online verfügbar unter <http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/>, zuletzt aktualisiert am 12.10.2016, (zuletzt geprüft am 18.09.2017).

Kuss, Daria; Lopez-Fernandez, Olatz (2016): Internet addiction and problematic Internet use: A systematic review of clinical research World Journal of Psychiatry - Baishideng Publishing Group. Online verfügbar unter <https://www.wjnet.com/2220-3206/full/v6/i1/143.htm>, (zuletzt geprüft am 11.09.2017).

te Wildt, Bert Theodor: Erklärungsansätze zur Internetabhängigkeit. Fachverband Medienabhängigkeit.
http://www.fvmedienabhaengigkeit.de/fileadmin/pdf_doc/internetabhaengigkeit07.pdf (zuletzt geprüft am 04.10.2017)

Orth, B. (2017.): Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2015 - Teilband Computerspiele und Internet, BZgA Forschungsbericht. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. <https://www.bzga.de/forschung/studien-untersuchungen/studien/suchtpraevention/?uid=d2178147ee088f80ef593e89bd69d08a&sub=105>
(zuletzt geprüft am 11.09.2017)

Siglen

AR- Moritz, Karl Philipp (1998): Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. 1. Aufl., [Nachdr.]. Hg. v. Horst Günther. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel-Verl. (Insel-Taschenbuch, 2229).

Sekundärliteratur

American Psychiatric Association: Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen - DSM-5 ®. Deutsche Ausgabe herausgegeben von Peter Falkai und Hans-Ulrich Wittchen, mitherausgegeben von Manfred Döpfner, Wolfgang Gaebel, Wolfgang Maier, Winfried Rief, Henning Saß und Michael Zaudig (2014). [s.l.]: Hogrefe.

Abels, Heinz (2006): Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Batthyány, Dominik; Pritz, Alfred (2009): Rausch ohne Drogen. Substanzungebundene Süchte. Wien: Springer.

Bente, Gary; Krämer, Nicole C.; Petersen, Anita (Hg.)(2002): Virtuelle Realitäten (2002). Göttingen: Hogrefe

Badura, Bernhard; Abeler, J. (Hg.) (2013): Verdammt zum Erfolg - die süchtige Arbeitsgesellschaft? Berlin: Springer (Fehlzeiten-Report, 2013).

Baer, Rolf (Hrgs.) (1991): Wege psychiatrischer Forschung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Eberhard Lungershausen. Unter Mitarbeit von Eberhard Lungershausen. Erlangen: perimed.

Bahr, Ehrhard(Hrgs) (1980): Kant [u.a.] Was ist Aufklärung? Universal-Bibliothek, 9714. Reclam 1980.

Bilke-Hentsch, Oliver; Wölfling, Klaus; Batra, Anil (2014): Praxisbuch Verhaltenssucht. 1. Aufl. Stuttgart: Thieme.

Bischof, Gallus; Bischof, Anja; Meyer, Christian; John, Ulrich; Rumpf, Hans-Jürgen (2013): Prävalenz der Internetabhängigkeit-. Diagnostik und Risikoprofile (PINTA DIARY). Kompaktbericht. An das Bundesministerium für Gesundheit.

Bonfadelli, Heinz; Friemel, Thomas N. (2011): Medienwirkungsforschung. 4., völlig überarb. Aufl. Konstanz: UTB (UTB, 3451 : Medien- und Kommunikationswissenschaft, Pädagogik, Psychologie, Soziologie).

Borgards, Roland; Neumeyer, Harald; Pethes, Nicolas; Wübben, Yvonne (Hrsg.) (2013): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler.

Bühringer, G. & Behrendt, S. (2011): Störungen durch Substanzkonsum: Eine Einführung. In Wittchen u., Hoyer, J. (Hrsg.). Klinische Psychologie und Psychotherapie. Berlin, Springer. S.697-714.

- Chartier, Roger; Cavallo, Guglielmo (1999): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/Main,, New York, Paris: Campus-Verlag; Ed. de la Maison des Sciences de l'Homme.
- Clark, Michael (2000): *Revenge of the aesthetic. The place of literature in theory today.* Berkeley: University of California Press.
- David, Sabria (2013): Sucht und Sehnsucht im digitalen Raum: Digitaler Arbeitsschutz aus medienwissenschaftlicher Perspektive. In: Badura, Bernhard; Abeler, J. (Hg.) (2013): *Verdammt zum Erfolg - die süchtige Arbeitsgesellschaft?* Berlin: Springer (Fehlzeiten-Report, 2013).
- Davis, R. A. (2001): A cognitive-behavioral model of pathological Internet use. In: *Computers in Human Behavior* 17 (2), S. 187–195. DOI: 10.1016/S0747-5632(00)00041-8.
- Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung (Hrsg.)(2015): *Drogen- und Suchtbericht 2015.* Bundesministerium für Gesundheit, Berlin.
- Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung (Hrsg.)(2016): *Drogen- und Suchtbericht 2016.* Bundesministerium für Gesundheit, Berlin
- Ebbinghaus, Hermann(1908): *Abriß der Psychologie.* Leipzig: Verlag von Veit & Comp.
- Eggert, Hartmut; Garbe, Christine (1995): *Literarische Sozialisation.* Stuttgart: J.B. Metzler.
- Engelsing, Rolf (1974): *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800.* Stuttgart: Metzler.
- Evers-Wölk; Opielka, Michael (2016): *Neue Elektronische Medien Und Suchtverhalten. Forschungsbefunde Und Politische Handlungsoptionen Zur Mediensucht Bei Kindern, Jugendlichen Und Erwachsenen.* Nomos Verlagsgesellschaft Mbh & Co.
- Evsan, Ibrahim (2009): *Der Fixierungscode. Was wir über das Internet wissen müssen, wenn wir überleben wollen.* München: Zabert Sandmann.
- Fontius, Martin; Klingenberg, Anneliese (Hg.) (1995): *Karl Philipp Moritz und das 18. Jahrhundert. Bestandsaufnahmen-Korrekturen-Neuansätze.* Internationale Fachtagung vom 23.-25.September in Berlin. Tübingen: Max Niemeyer.
- Franzmann, Bodo; Jäger, Georg (1999): *Handbuch Lesen.* München: Saur.
- Frey, Christiane (2015):*Fallgeschichte; Moritz.* In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald; Pethes, Nicolas; Wübben, Yvonne (Hrsg.) (2013): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch.* Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler.
- Furger, Carmen (2010): *Briefsteller. Das Medium "Brief" im 17. und frühen 18. Jahrhundert.* Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Göpfert, Herbert Georg (Hg.) (1977): *Buch und Leser. Vorträge d. 1. Jahrestreffens d. Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte d. Buchwesens, 13. u. 14. Mai 1976.* Hamburg: Hauswedell.
- Grüsser, S. M. & Thalemann, C. N. (2006). *Verhaltenssucht: Diagnostik, Therapie, Forschung.* Bern: Huber.
- Hucklenbroich, Peter (2013): *Wissenschaftstheoretische Aspekte des Krankheitsbegriffs.* Münster, Westf.: mentis.
- Iser, Wolfgang (1976): *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung. 2. Durchgesehene und verbesserte Auflage.* München: W. Fink (Uni-Taschenbücher, 636).
- Iser, Wolfgang (1993): *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie.* 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Iser, Wolfgang (2000): *What is Literary Anthropology? The Difference between Explanatory and Exploratory Fictions.* In: Michael P. Clark (2000): *Revenge of the aesthetic. The place of literature in theory today.* Berkeley: University of California Press. S.157-179.

- Jelinek, E.M. (1960): *The Disease Concept of Alcoholism*. CU Press, New Haven
- Kammler, Clemens; Parr, Rolf; Reinhardt-Becker, Elke; Schneider, Ulrich J. (2008): *Foucault-Handbuch. Leben - Werk - Wirkung*. Stuttgart: Metzler, J B.
- Kemmesies, Uwe E.; Wersé, Bernd (2004): *Zwischen Rausch und Realität. Drogenkonsum im bürgerlichen Milieu*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kiesel, Helmuth; Münch, Paul (1977): *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen u. Entstehung d. literar. Markts in Deutschland*. München: Beck.
- Kind, Thomas(2002): Internet. In: Schanze, Helmut; Pütz, Susanne: Metzler Lexikon Medientheorie, Medienwissenschaft. Ansätze, Personen, Grundbegriffe. Stuttgart: J.B. Metzler. S.154-157
- Kloock, Daniela (1997): *Medientheorien. Eine Einführung*. München: Fink.
- Kluge, Friedrich; Seebold, Elmar (2002): Sucht. In: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 24. Aufl. Berlin: De Gruyter. Lemma: Seuche
- König von, Dominik (1977): Lesesucht und Lesewut. In: Göpfert, Herbert Georg (Hg.) (1977): *Buch und Leser. Vorträge des ersten Jahrestreffens des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens 13. und 14. Mai 1976*. Hamburg: Hauswedell.
- Koschorke, Albrecht (1999): *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München: Fink.
- Kupfer, Alexander (1996): *Die Künstlichen Paradiese. Rausch und Realität seit der Romantik : ein Handbuch*. Stuttgart: J.B. Metzler
- Kuss, Daria J.; Griffiths, Mark D. (2015): *Internet Addiction in Psychotherapy*. London: Palgrave Macmillan UK; Imprint; Palgrave Pivot (Palgrave Studies in Cyberpsychology).
- Krause, Marcus (2013): Psychologie. In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald; Pethes, Nicolas; Wübben, Yvonne (Hrsg.) (2013): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler. 131-145
- Lehmann, Johannes, F. (2013): Borgards, Roland; Neumeyer, Harald; Pethes, Nicolas; Wübben, Yvonne (Hrsg.) (2013): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler. S.57-64
- Löhr, Isabella (2015): Geschichte staatlich-rechtlicher und politischer Einflussnahmen auf das Lesen. In: Rautenberg, Ursula; Schneider, Ute, Hrsg. (2015): *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Berlin/Boston: De Gruyter GmbH.
- Mann, Karl. (2014): *Verhaltenssüchte. Grundlagen, Diagnostik, Therapie, Prävention*. Berlin: Springer.
- Martens, Wolfgang (1995): Romane und Theater im »Anton Reiser«. In: Martin Fontius; Anneliese Klingenberg (Hg.) (1995): *Karl Philipp Moritz und das 18. Jahrhundert. Bestandsaufnahmen-Korrekturen-Neuansätze. Internationale Fachtagung vom 23.-25. September in Berlin*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Meerkerk, G. J., Van Den Eijnden, R., Vermulst, A. A., & Garretsen, H. F. L.: Meerkerk, G. J., Van Den Eijnden, R., Vermulst, A. A., & Garretsen, H. F. L. (2009). The Compulsive Internet Use Scale (CIUS): Some Psychometric Properties. In: *Cyberpsychology & Behavior*, 12(1), 1-6.
- Meyer, Gerhard (2000): Spielsucht-Therapie und Empirie. In: Poppelreuter, Stefan/ Gross Werner (2000): *Nicht nur Drogen machen süchtig. Entstehung und Behandlung von stoffungebundenen Süchten*. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.
- Müller, Lothar (1987): *Die kranke Seele und das Licht der Erkenntnis. Karl Philipp Moritz' Anton Reiser*. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Müller, Tobias: „Störungen der Impulskontrolle“- Alter Wein in neuen Schläuchen. In: Baer, Rolf (Hg.) (1991): *Wege psychiatrischer Forschung*. Erlangen: perimed. S. 61f.
- Nünning, Ansgar; Nünning Vera (2010): *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse. Ansätze - Grundlagen - Modellanalysen*. Stuttgart: Metzler, J B.

- Petersen, Kay Uwe (2010): Beratungs- und Behandlungsangebote zum pathologischen Internetgebrauch in Deutschland. Lengerich: Pabst.
- Petersen, Kay Uwe; Hanke, Sara; Bieber, Linny; Mühleck, Axel; Batra, Anil (2017): Angebote bei internetbasiertem Suchtverhalten (AbiS). Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Petry, Jörg (2010): Dysfunktionaler und pathologischer PC- und Internet-Gebrauch. Göttingen: Hogrefe.
- Petry, Jörg (2016): Computersüchtig? Pathologischer PC/Internetgebrauch als neues Störungsbild. In: Peter Buttner (Hrsg.) Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit. Neue Ansätze in der Suchthilfe. Heft 1 /2016
- Pfotenhauer, Helmut (1986): Literarische Anthropologie im 18. Jahrhundert. Zur Geschichte der Selbstbiographie. Kursband. FernUniversität, Hagen. Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften.
- Poppe, H., Musalek, M.(2009): Online –zwischen Faszination und Sucht. In: Batthyány (2009): Batthyány, Dominik; Pritz, Alfred (2009): Rausch ohne Drogen. Substanzungebundene Süchte. Wien: Springer.
- Rautenberg, Ursula; Schneider, Ute Hrgs. (2015): Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin/Boston: De Gruyter GmbH.
- Renner, Ursula(2002): Vom Lesen erzählen. Anton Reisers Initiation in die Bücherwelt. In: Johannes Friedrich Lehmann; Roland Borgards; Heinrich Bosse (2002): Diskrete Gebote. Geschichten der Macht um 1800: Festschrift für Heinrich Bosse. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Rumpf, Hans-Jürgen; Meyer, Christian; Kreuzer, Anja & John,Ulrich (2011): Prävalenz der Internetabhängigkeit (PINTA). Bericht an das Bundesministerium für Gesundheit. Greifswald und Lübeck.
- Rumpf, H.J., Vermulst, A.A., Bischof,A., Kastirke, N.,Gürtler, D., Bischof, G., Meerkerk, G.J, John, U., Meyer, C. (2014): Occurrence of internet addiction in a general population sample: a latent class analysis. European Addiction Research, 20, S. 159-166.
- Schrimpf, Hans Joachim (1980): Karl Philipp Moritz. Stuttgart: Metzler.
- Schenda, Rudolf (1977, c1970): Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe, 1770-1910. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Spode, Haasso (2013): Sucht aus historisch-soziologischer Sicht. In: Badura, Bernhard; Abeler, J. (Hrgs.) (2013): Verdammt zum Erfolg - die süchtige Arbeitsgesellschaft? Berlin: Springer (Fehlzeiten-Report, 2013).
- Springer, Alfred (2005):Drogen, Kultur, Suchtprävention. In: Tauss, Martin (2005): Rausch, Kultur, Geschichte. Drogen in literarischen Texten nach 1945. Innsbruck: Studien. S. 9-11.
- Trepte, Sabine; Reinecke, Leonard(2013): Medienpsychologie. 1. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer
- Ter Nedden, Gisbert(2004): Buchdruck, Aufklärung und Alphabetisierung. KE 1Medien und Wissensgeschichteim 18. Jahrhundert. Kursband. FernUniversität Hagen. FB Kultur- und Sozialwissenschaften.
- Viehoff, Reinhold (1993): Sozialisation durch Lesen. Zur Funktion der Lektüre im Roman seit dem 18. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Germanistik. Bd. 2/1993, S.254-276. Bern: Internationaler Verlag der Wissenschaften, Peter Lang
- Von Gebattel, V.E. (1954): Prolegomena einer medizinischen Anthropologie. Ausgewählte Aufsätze. Berlin: Springer.
- Voßkamp, Wilhelm (1973): Romantheorie in Deutschland. Von Martin Opitz bis Friedrich von Blanckenburg. Stuttgart: J.B. Metzler.

Wittmann, Reinhard(1999):Gibt es eine Leserevolution am Ende des 18. Jahrhunderts. In: R. Chartier / G. Cavallo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/Main: Campus Verlag 1999, S. 419 – 454, 611- 613

Wübben, Yvonne (2015): Psychiatrie. In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald; Pethes, Nicolas; Wübben, Yvonne (Hrsg.) (2013): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler.S.125-130

Young, Kimberly.S.(1998): Internet addiction: The emerge of a new clinical disorder. CyberPsychology and Behavior.

Zelle, Carsten (2015):Medizin. In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald; Pethes, Nicolas; Wübben, Yvonne (Hrsg.) (2013): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler.S.85-95

Anhang A – Items des CIUS

Antwortkategorien: nie, selten, manchmal, häufig, sehr häufig

1. Wie häufig finden Sie es schwierig, mit dem Internetgebrauch aufzuhören, wenn Sie online sind?
2. Wie häufig setzen Sie Ihren Internetgebrauch fort, obwohl Sie eigentlich aufhören wollten?
3. Wie häufig sagen Ihnen andere Menschen, z.B. Ihr Partner, Kinder, Eltern oder Freunde, dass Sie das Internet weniger nutzen sollten?
4. Wie häufig bevorzugen Sie das Internet statt Zeit mit anderen zu verbringen, z.B. mit Ihrem Partner, Kindern, Eltern, Freunden?
5. Wie häufig schlafen Sie zu wenig wegen des Internets?
6. Wie häufig denken Sie an das Internet, auch wenn Sie gerade nicht online sind?
7. Wie oft freuen Sie sich bereits auf Ihre nächste Internetsitzung?
8. Wie häufig denken Sie darüber nach, dass Sie weniger Zeit im Internet verbringen sollten?
9. Wie häufig haben Sie erfolglos versucht, weniger Zeit im Internet zu verbringen?
10. Wie häufig erledigen Sie Ihre Aufgaben zu Hause hastig, damit Sie früher ins Internet können?
11. Wie häufig vernachlässigen Sie Ihre Alltagsverpflichtungen (Arbeit, Schule, Familienleben), weil Sie lieber ins Internet gehen?
12. Wie häufig gehen Sie ins Internet, wenn Sie sich niedergeschlagen fühlen?
13. Wie häufig nutzen Sie das Internet, um Ihren Sorgen zu entkommen oder um sich von einer negativen Stimmung zu entlasten?
14. Wie häufig fühlen Sie sich unruhig, frustriert oder gereizt, wenn Sie das Internet nicht nutzen können?

Anhang B – Fragebogen CRS

Antwortkategorien: nie(0), selten(1), manchmal(2), häufig (3), sehr häufig(4)

1. **Wie häufig finden Sie es schwierig, mit dem Lesen aufzuhören, wenn Sie einmal angefangen haben?**

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

2. **Wie häufig setzen Sie das Lesen fort, obwohl Sie eigentlich aufhören wollten?**

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

3. **Wie häufig sagen Ihnen andere Menschen, z.B. Ihr Partner, Kinder, Eltern oder Freunde, dass Sie weniger lesen sollten?**

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

4. **Wie häufig bevorzugen Sie das Lesen, statt Zeit mit anderen zu verbringen, z.B. mit Ihrem Partner, Kindern, Eltern, Freunden?**

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

5. **Wie häufig schlafen Sie zu wenig wegen des Lesens?**

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

6. **Wie häufig denken Sie an ihre Lektüre, auch wenn Sie gerade nicht lesen?**

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

7. **Wie oft freuen Sie sich bereits auf Ihre nächste Lesesitzung?**

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

8. **Wie häufig denken Sie darüber nach, dass Sie weniger Zeit mit dem Lesen verbringen sollten?**

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

9. **Wie häufig haben Sie erfolglos versucht, weniger Zeit mit dem Lesen zu verbringen?**

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

10. Wie häufig erledigen Sie Ihre Aufgaben zu Hause hastig, damit Sie früher lesen können?

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

11. Wie häufig vernachlässigen Sie Ihre Alltagsverpflichtungen (Arbeit, Schule, Familienleben), weil Sie lieber lesen möchten?

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

12. Wie häufig, lesen Sie etwas, wenn Sie sich niedergeschlagen fühlen?

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

13. Wie häufig, lesen Sie etwas, um Ihren Sorgen zu entkommen oder um sich von einer negativen Stimmung zu entlasten?

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

14. Wie häufig fühlen Sie sich unruhig, frustriert oder gereizt, wenn Sie nichts zu lesen haben?

nie	selten	manchmal	häufig	Sehr häufig
-----	--------	----------	--------	-------------

Geschlecht

- Männlich
- Weiblich
- Keine Angabe

Höchster Schulabschluss

- Kein Schulabschluss
- Hauptschulabschluss
- Mittlerer Schulabschluss
- FHR (Fachabitur)
- AHR (Abitur)

Alter

- 12-17**
- 18-23**
- 24-30**
- 31-40**
- 41-50**
- 51-60**
- 61-65**
- 66 und älter**

Bevorzugte Lektüre (Mehrfachnennungen möglich)

- Belletristik (Romane)**
- Sachbücher**
- Tages- und Wochenzeitungen**
- Zeitschriften und Magazine**
- Comics/ Graphic Novels**

Bevorzugte Hilfsmittel (Mehrfachnennungen möglich)

- PC**
- Reader**
- Tablet**
- Smartphone**
- keine**

**Anhang C - Diagnostische Kriterien für Pathologische
Internetnutzung/ Internetabhängigkeit nach Young (Young 1996),
modifiziert von Beard (2001)**

Alle folgenden Kriterien (1-5) müssen vorliegen:
1. Ständige gedankliche Beschäftigung mit dem Internet (Gedanken an vorherige Online-Aktivitäten oder Antizipation zukünftiger Online-Aktivitäten).
2. Zwangsläufige Ausdehnung der im Internet verbrachten Zeiträume, um noch eine Befriedigung zu erlangen.
3. Erfolgreiche Versuche, den Internetgebrauch zu kontrollieren, einzuschränken oder zu stoppen.
4. Ruhelosigkeit, Launenhaftigkeit, Depressivität oder Reizbarkeit, wenn versucht wird, den Internetgebrauch zu reduzieren oder zu stoppen.
5. Längere Aufenthaltszeiten im Internet als ursprünglich intendiert.
Zumindest eines der folgenden Kriterien (6-8) muss vorliegen:
6. Auf's Spiel Setzen oder Riskieren einer engen Beziehung, einer Arbeitsstelle oder eines beruflichen Angebots wegen des Internets.
7. Belügen von Familienmitgliedern, Therapeuten oder anderen, um das Ausmaß der Verstrickung mit dem Internet zu verbergen.
8. Internetgebrauch als ein Weg, Problemen auszuweichen oder dysphorische Stimmungen zu erleichtern (wie Gefühle von Hilflosigkeit, Schuld, Angst, Depression).